M. med.
473
m

Mat. med. 473 m

Christoph Ludwig Hoffmann

Churmainzischer geheimer Rath.

Von den

Arzneikräften

des

rohen Quecksilbers, des Sublimats, des abgesüßten Quecksilbers und der Quecksilber-Panacee.

R

Mainz 1796

bei Johann Peter Fischer, kurfürstl. privil. Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nur die Beurtheilungen sind richtig, welche der Vordersätze wegen nicht blos mögliche, sondern nothwendige Begriffe ankündigen.

Vorrede.

So wie der Mensch von Anfang der Welt bis auf den heutigen Tag je länger je mehr Begriffe erhielt, und richtig beurtheilte, was von diesen Begriffen wahr und unwahr war, nahmen seine Kenntnisse zu, und so wurde er aufgeklärt.

Es bestehet also die Aufklärung in der Vermehrung der Begriffe, und der

richtigen Beurtheilung, was von diesen Begriffen wahr oder unwahr ist.

Was hat aber diese Aufklärung für Nutzen geschafft? Alles Gute; was der Ackerbau, der Gartenbau, die Viehzucht, die Handwerker, die freien Künste, und alle wissenschaftliche Fächer hervorbrachten, müssen wir ihr, der Aufklärung der Menschen, verdanken. Unläugbar ist dieses; denn ohne daß sich ihre Begriffe vermehrt, und ohne daß sie erkannt hätten, was von diesen Begriffen wahr und unwahr ist, wüsten wir vom Ackerbaue, den Handwerkern, den freien Künsten und Wissenschaften garaus nichts.

Was hat nun aber wohl die Aufklärung am meisten zurückgehalten? Faulheit, Irrthum, Lüge, und vorzüglich die Schlauigkeit.

Was nennet man aber Faulheit? Sie bestehet in einem Widerwillen gegen alles, was Mühe und Arbeit erfordert.

Was aber Irrthum? Er bestehet in dem Wahne, die Wahrheit da zu erkennen, wo sie nicht ist.

Und was Lüge? Sie ist die Verletzung der Wahrheit, die man erkennet.

Was ist aber Schlauigkeit? Sie bestehet in der Selenneigung, andere von der Erkentniß der Wahrheit abzuhalten, sie zu

blenden, irre zu leiten, und auf diese Weise seinen Zweck zu erreichen.

Wie unterscheiden sich aber die Klugheit und Schlauigkeit von einander? Klugheit, Weisheit und Schlauigkeit kommen zwar darin überein, daß in beiden Fällen der Vorsatz ist, gewisse Absichten zu erreichen; sie unterscheiden sich aber so sehr von einander, daß sie zu verschiedenen Geschlechtern gehören, die Klugheit und Weisheit unter den Tugenden, die Schlauigkeit aber unter den Lastern ihren Platz einnimmt.

So wurden alle wissenschaftliche Fächer, Rechenkunst, Geometrie, angewandte Mathematik,

thematik, durch die Klugheit und Weisheit, der bethörende Betrug aber durch die Schlauigkeit geboren.

Z. B. Wenn der Kaufmann seine Waare herausstreicht, um sie auf diese Weise an den Mann zu bringen, andere zu berücken, sich aber Vortheil zu schaffen sucht, so handelt er schlau. Wenn aber dann der einsichtige Käufer genau erforscht, was von dem, das der Kaufmann vorgiebt, wahr und nicht wahr ist, so handelt er klug und weise.

Wenn also gleich sowohl bei der Klugheit als Schlauigkeit der Vorsatz angetroffen wird, gewisse Zwecke zu erreichen,

so unterscheiden sie sich doch himmelweit von einander; indem es die Klugheit nur mit Erforschung der Wahrheit hält, die Schlauigkeit aber zu blenden sucht, die Klugheit unter die Tugenden, die Schlauigkeit hingegen unter die Laster gehöret.

Ist das Laster der Schlauigkeit auch wohl gemein? Man gehe von Höfen in Städte, von den Städten in die Dörfer, von hier zu den Bauernhütten, und allenthalben wird man es antreffen. Unter Gottesgelahrten, Juristen, Aerzten und Philosophen wird man es finden. Kein Laster ist so gemein, als dieses.

Weil nun aber die betrügende und blendende Schlauigkeit doch nicht gerne als ein Laster betrachtet seyn will, so erscheinet sie beständig in dem Gewande der Klugheit und Tugend, blendet die, welche nicht durch ihr Kleid bis auf die Haut sehen können. Dieser Anzug macht, daß sie oft, sehr oft nicht erkannt wird. So wahr ist dieses, daß sie selbst, sie, diese so nachtheilige Schlauigkeit oft für segnende Aufklärung gehalten, und statt derselben aufgenommen ist; so wahr ist es, daß ich wahrhaftig wohl die tolle Behauptung gehöret habe: Aufklärung habe unter den Menschen sehr vieles Unglück angerichtet.

Nun mag der Leser urtheilen, ob es wohl überflüssig war, daß ich hier die Erklärungen von Aufklärung, Schlauigkeit, Klugheit, u. s. w., vorausschickte, und sie kenntlich machte.

Allein sollte die Schlauigkeit wohl nicht zuweilen wahre Vortheile zuwegen gebracht haben?

Wenn man das Ganze von beiden Seiten betrachtet, niemahls. Denn wenn sie gleich Einem einen Vortheil verschaffete, so verlor doch jederzeit der andere so viel, wie der erste gewann. Im Ganzen hat sie daher niemals, wie der Ackerbau, Gartenbau, die Handwercker, freien Künste, und Wis-

senschaften, etwas erschaffen, sondern nur, was schon da war, und andere hatten, schlau erobert, anders vertheilet, manchmal aber hierneben ganz erstaunend geschadet.

Und dieses letzte zeiget sich deutlich im theologischen Fache; wenn man nur die Kriege und Grausamkeiten betrachtet, wozu die Schlauigkeit die Menschenkinder bewog. Ich will hier nur an die Bluthochzeit in Paris erinnern. Wie oft hat sie, die Schlauigkeit, nicht Richter und Advokaten bewogen, den Betrug in dem Kleide der Wahrheit darzustellen, und so die Leute um das Ihrige gebracht, sich selbst aber bereichert? Wie nachtheilig war der

schlaue Harnkucker, Magnetist, und Charlatan nicht in der Arzneigelahrtheit? Kurz, wenn Aufklärung und Wahrheit im Physischen, Medizinischen, Juristischen und Theologischen Heil und Wohlfahrt ohne Grenzen verbreiteten: so war die Schlauigkeit, welche sich den Thoren so oft im Gewande der Aufklärung zeigte, von den Dummen nicht ge- und erkannt wurde, die Mutter von unzähligem Unglücke.

Ich weiß wohl, daß man den gemeinen Mann, auch mehrentheils die Vornehmen, nicht besser, als durch Beispiele, überzeugen kann, ich begreife auch, daß

dieses der wahre Weg ist, den ich hier, wenn ich Nutzen stiften will, einschlagen muß, wenn ich meinen Lesern einen Abscheu für Schlauigkeit beibringen will, allein das Feld ist zu weitläuftig, und die Menge der Beispiele zu groß, als daß ich mich damit abgeben kann. Was daher die Schlauigkeit in der Theologie, Staatsverfassung, und den Rechten für Nachtheil zuwegen gebracht hat, davon mögen die Theologen, Staatsmänner, und Juristen, Beyspiele anführen, ich werde mich hier diesesmahl nur mit Geschichten beschäftigen, welche das medizinische Fach betreffen.

Aber auch hier treffe ich eine solche Menge von Beispielen an, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Allein es muß doch hier ein Entschluß gefaßt werden. Ich will also mit dem Sublimate den Anfang machen. Ich will zeigen, daß dieser unter den gehörigen Bedingungen ein sehr vortreffliches Arzneimittel ist, und zugleich, was die Schlauigkeit bewog, dieses als ein unbedingtes Gift, welches jederzeit dem menschlichen Körper nachtheilig ist, zu verschreien, und wie diese Bosheit das Unglück von manchen nothleidenden Kranken gestiftet hat. In solchen Beispielen will ich dieses zeigen, welche dem Volke, unter

dem

dem ich lebe, bekannt sind. O Wahrheit, Wahrheit, die du aufkläreſt, wie ſchätzbar biſt du! — Wie ich es hier mit dem Sublimate machen werde, ſo denke ich mit dem einen und andern medizinischen Stücke zu verfahren. Ich will aufklären, und durch Aufklärung und Wahrheit die Schlauigkeit bezwingen.

Vielleicht wird man aber an dieſem Aufſatze tadeln, daß ich keinen der Männer genannt habe, welche den Sublimat durch ihre Schlauigkeit ſo ſehr herunter zu ſetzen wuſten. — Namen ſind keine Schlauigkeit, und auch keine Wahrheit, hier habe ich es nur mit der Wahrheit und Schlau-

igkeit zu thun. — Nicht mich haben übrigens diese schlauen Männer geblendet: das konnten sie nicht; dem Publikum haben sie Nasen gedrehet, dieses hintergangen, und mit diesem, nicht aber mit mir, sollen sie es zu schaffen bekommen. Will das Publikum ihnen verzeihen, so bin ich es wohl zufrieden.

Erster Abschnitt.

Von der Anwendung der aus rohem Quecksilber bereiteten Salbe bei der Wohllustseuche, und ihrer Wirkung.

§. 1.

Es ist heutiges Tages eine ausgemachte Wahrheit, daß unter allen in den Apotheken befindlichen Mitteln kein einziges eine unbedingte Arzenei oder ein unbedingtes Gift, d. i., unter allen Umständen der Erhaltung der Gesundheit und des Lebens beförderlich, oder nachtheilig sei, sondern alle und jede durch Bedingungen in Arzneien und Gifte verwandelt werden.

§. 2.

Wenn diese Wahrheit gleich jetzt von allen und jedem erkannt ist, so war es doch noch

in vorigen Zeiten ganz anders beschaffen. Vor 400 Jahren hielt man das rohe Quecksilber, dieses flüssige Metall, noch für ein unbedingtes Gift. Der Beweis hievon gründete sich auf zuversichtliche Wahrnehmungen. Dieses Quecksilber, hieß es, durch das Reiben mit irgend einem Fette genau vermischet, ist allen lebendigen Geschöpfen, auch äußerlich in einer Salbe nur angewandt, ein zuverläßiges Gift. Sie tödtet nicht allein Läuse und Filzläuse in einigen Stunden, sondern auch alle Insekten, und manchmal selbst den Menschen. — Leute, welche mit Läusen behaftet waren, schmierten sich mit einer solchen Quecksilbersalbe, dieses Ungeziefer wurde zwar in demselben Tage dadurch getödtet, allein wenige Tage demnächst geschwoll diesen Leuten manchmal das Angesicht; hierbei lief ihnen, wie bei den tollen Hunden, beständig der Speichel aus dem Munde, und dieser war nebenhin noch stinkend, ganz abscheulich stinkend; ein Umstand, den man nicht bei dem Speichel der tollen Hunde antrifft. Noch war ihr Athem unausstehlich übelriechend, ärger als bei der Pest, oder irgend einer andern Krankheit. Unter diesen Um-

ständen

ständen starben sie erbärmlich. Das geschahe, obgleich das Quecksilber, dieses Gift, nur äußerlich in einer Salbe angewandt war. Ein solches abscheuliches Gift ist das Quecksilber.

§. 3.

Indessen war doch noch ein und anderer, vornämlich unter den Aegyptiern gewesen, welcher das rohe Quecksilber nicht als ein bloses Gift, sondern unter gewissen Umständen, als ein Arzneimittel, welches zuweilen, außerdem unheilbare, Krankheiten bezwinge, betrachtet hatte.

Dieses mag vorerst von den Arzneikräften dieses Halbmetalls hinreichen.

§. 4.

Vor ohngefehr 400 Jahren drang die Lustseuche in Wälschland ein, und alle, welche damit behaftet wurden, kamen erbärmlich ums Leben. Alle Mittel, welche man diesertwegen versuchte, waren vergebens. Sie bezeigte sich sehr ansteckend. Vermuthlich kam dieses daher, weil man sie nicht zu besiegen wuste; alle ansteckende Krankheiten sich aber

desto leichter verbreiten, je größer die Verderbniß der Säfte wird. Unter diesen Umständen nahm sich einer in Neapel vor, die Quecksilbersalbe, von welcher ein und anderer, vornämlich unter den Aegyptiern gesagt hatte, daß sie unterweilen unheilbare Krankheiten tilge (§. 3.), zu versuchen. Ich nenne keinen Namen, um nicht in historische Streitigkeiten verwickelt zu werden. Richtet sie nichts aus, dachte der Neapolitaner, so habe ich, da diese Leute doch sterben müßten, weiter keinen Schaden angerichtet. Er dachte wie Hippokrates: melius est anceps experiri medicamen, quam nullum.

§. 5.

Von denen, bei welchen, die Quecksilbersalbe (§. 4.) angewandt war, kamen einige davon, und wurden hergestellt. Jetzt erhielt diese Quecksilbersalbe, welche durch die Zumischung des Fettes vermittelst des Reibens entstanden war, den Namen der **Neapolitanischen Salbe.**

§. 6.

Von Neapel gieng demnächst diese Heilart nach Venedig und anderen Städten Wälschlands über. Weil aber bald Anfangs die Heilart noch nicht gehörig eingerichtet war, kamen manche Kranken um, welche hätten erhalten werden können. Wie sie nach und nach verbessert wurde, davon glaube ich, hier etwas erzählen zu müssen.

§. 7.

Nachdem man Anfangs gar zu wenig von dieser Salbe angewandt hatte, man aber demnächst fand, daß eine grössere Menge treffliche Dienste that, so wurde man zu dreiste, und schmierte eine gar zu große Menge auf einmal an verschiedenen Orten des Leibes ein. Dieses machte nun, daß der nach einigen Tagen erregte Speichelfluß, wegen der in zu großer Menge angewandten Salbe, so heftig wurde, daß die Kranken diesertwegen umkamen (§. 2.).

§. 8.

Jetzt fiel man also auf den Gedanken: nicht wollen wir mehr, wie bisher geschehen

ist, große, sondern kleine Portionen Quecksilbersalbe einreiben, und dann ferner, sobald sich der besonders stinckende Athem (§. 2.), dieser Vorbote des Speichelflusses, einfindet, aufhören. Auf diese Weise hoffen wir, wird sich die Sache so einrichten lassen, daß der Speichelfluß künftig, wegen seiner Stärke, keine tödtliche Folgen mehr haben kann. Nun gieng es besser.

Dieses war also die erste Verbesserung dieser Heilart.

§. 9.

Da man ferner gefunden hatte, daß die Verkältung und der Zugwind bei den Kranken, welche mit dem Speichelflusse behaftet waren, oft die nachtheiligsten Folgen hatten, so gaben die Aerzte denen, bei welchen sie den Speichelfluß erwecken wollten, wo es seyn konnte, eigene Zimmer, welche man erwärmen, und worin man die Kranken gegen den Zugwind sicher stellen konnte. Hierin steckte die zweite Verbesserung.

§. 10.

Auch erlaubten sie diesen Kranken keine andere Speisen, als gekochtes Obst, und Semmel, nebst etwas Milchspeisen. Das Getränke war entweder ein Holztrank oder Wasser mit Milch, und dieses diente denn zugleich dazu, den Mund auszuwaschen. Hierin bestand die dritte Verbesserung.

§. 11.

Noch kam bei dieser Kur oft vor, daß sich an den Orten, wo man die Quecksilbersalbe eingerieben hatte, garstige Geschwüre, und wohl sogar der kalte Brand einfanden, ein Umstand der manchmal den Tod nach sich zog. Er kam desto öfterer vor, je weiter die Lustseuche bei den Kranken eingerissen war.

§. 12.

Demnächst fand es sich, daß dieser Zufall (§. 11.) sich bei weiten nicht so oft bei den Gelenken, als anderen Orten, wo die Salbe angewandt war, einstellete; das machte nun, daß sich die Aerzte vornahmen, die Salbe nur bei den Gelenken der äußern Theile, der Arme und Beine, einzureiben.

§. 13.

Und hiebei trachteten sie nun noch, daß sie mit dem Einreiben der Salbe in Ansehung der Gelenke abwechselten, nur kleine Portionen anwandten, und diese nicht öfters, als um den zweiten, oder endlich um den dritten Tag einrieben. Hierin bestand nun die vierte Verbesserung dieser Heilart.

§. 14.

Da aber noch an den Orten, wo die Salbe eingerieben worden, vornämlich bei solchen, bei welchen die Lustseuche vorzüglich stark war, Geschwüre und der Brand entstanden, welche den Tod nach sich zogen (§. 11.); so dachten sie: vielleicht, daß diesen bösen Umständen vorgebogen wird, wenn wir zuvor die Krankheit durch eine gehörige Diät schwächen, und die Haut durch einige Bäder reinigen. Das that gut.

Diese Wahrnehmung erweckte nun den Gedanken: vielleicht daß die Kur noch besser von statten gehet, wenn wir täglich während der Kur noch ein lauwarmes Bad, entweder von blosem Wasser, oder mit etwas Kleien verfertigt, verordnen, und also die Queck-

filbersalbe

silbersalbe wieder abwaschen. Vielleicht daß dieses die garstigen Geschwüre verhütet, und doch der übrigen Kur nicht nachtheilig ist. Sie machten den Versuch, und er erfüllete größtentheils, was sie gehofft hatten. Nur sehr selten stelleten sich an den eingeschmierten Stellen Geschwüre und der Brand, und nicht anders, als wenn es mit der Lustseuche schon sehr weit gekommen war, ein.

Das war nun die fünfte wesentliche Verbesserung der Heilart.

§. 15.

Diese Heilart, unter den hier gemeldeten Umständen (§. 8. — 14.) die Quecksilbersalbe bei den Gelenken zur Tilgung verschiedener großer Krankheiten einzureiben, und das hierneben Gemeldete zu beobachten, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. — Ohngefähr vier Loth Quecksilber mit etwas Terpentin abgerieben, und demnächst mit sechs Loth von irgend einem Fett vermischt, sind gewöhnlich zur Kur hinreichend. Man theilet diese Salbe in acht bis zehen gleiche Theile, und läßt um den dritten Tag einen Theil bei den Gelenken einreiben, und die Bäder

dabei fortsetzen. Man nennet diese Kur im Deutschen die Schmierkur, im Französischen aber le grand remede, und sagt von denen, die sie überstanden hatten, ils ont passé le grand remede.

Neben dieser Schmierkur wurden dann in den folgenden Zeiten noch von den Aerzten oft Holztränke, vornämlich aus dem Franzosenholze, der Sarsaparille, der Klettenwurzel, u. s. w., angeordnet. Man mag hiervon andere nachsehen.

Zweiter

Zweiter Abschnitt.

Von der Beurtheilung der Wirkungsart des bei der Schmierkur angewandten Quecksilbers.

§. 16.

Nachdem man jetzt gewiß war, daß die Schmierkur sehr viele mit der Wohllust= oder Lustseuche Behaftete wieder hergestellt hatte, so entstand unter den Aerzten die Frage: wie mag dieses aber wohl zugehen, und worinn bestehet die Wirkungsart des äußerlich angewandten Quecksilbers? Das äußerlich angewandte Quecksilber, hieß es, gehet in die Blutmasse über; dieses ist unläugbar, weil es außerdem den Speichelfluß, den es erregt (§. 7.), nicht erwecken könnte. Indem es nun aber den Speichelfluß erweckt, trennt es das Gift der Lustseuche, und schaffet es weg; dem Speichelflusse hat man also in diesem Falle die Genesung zu verdanken.

§. 17.

Was hält der Leser von diesem Schlusse? Nicht wahr! er ist ganz bindend und richtig? In der Zukunft wird sich das Gegentheil

zeigen.

zeigen. O wie wichtig ist die logische Regel, daß es jederzeit sehr gefährlich sey, aus ganz richtigen Beobachtungen, wenn man nicht zuvor ihre Ursachen ergründet hat, Folgen zu ziehen! Zu seiner Zeit hiervon mehr.

§. 18.

Und was hält aber der Leser von der Ursache der zweiten Beobachtung (§. 11.), welche lehret, daß an den Orten, wo die Quecksilbersalbe eingerieben wurde, manchmal garstige Geschwüre, und wohl gar der kalte Brand entstand? Nicht wahr, daß diese Zufälle dem unter der Salbe enthaltenen Quecksilber zuzuschreiben seyen? Auch dieser Schluß taugt nicht. Ich werde es zu seiner Zeit zeigen. Wenn man zuvor die Ursachen erforschet hat, so kann man zu solchen irrigen Schlüssen nicht verleitet werden.

Jetzt will ich auf einen Augenblick die Lustseuche verlassen, und etwas von den Siechen, bei welchen die Schmierkur gleichfalls treffliche Dienste that, erzählen; demnächst aber den hier abgerissenen Faden wieder anknüpfen.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Von verschiedenen Hautausschlägen und den Siechen.

§. 19.

Schon in den ganz alten Zeiten wurden die Menschen unterweilen mit harten Hautausschlägen behaftet, welche damals als unheilbar betrachtet wurden, und es auch wegen Mangel medizinischer Kenntnisse waren. Einige dieser Hautausschläge zeigten sich ansteckend, andere nicht. Hier will ich nur an den Aussatz, wovon wir schon im alten Testamente bei Moses verschiedenes lesen, an die Krätze, und an die verschiedenen Arten von Flechten erinnern. Weil man zu den Zeiten mit verschiedenen Hautausschlägen nicht gehörig bekannt war, so hielte man viele für ansteckend, ob sie gleich nicht ansteckend waren.

§. 20.

Was war nun aber bei solchen Umständen, zu jenen Zeiten, wenn man verhüten wollte, daß

daß die mit diesen Krankheiten behafteten andere unter dem Volke nicht anstecken, und das Unglück nicht weiter verbreiten sollten, wohl zu thun?

Die Staaten fanden kein anderes Mittel, fernerem Unglücke vorzubeugen, als besondere Häuser zu bauen, um die mit diesen Krankheiten behafteten in selbige einzusperren, sie auf diese Weise von dem großen Volkshaufen zu trennen. Sie errichteten also diese Häuser theils in und theils vor den Städten. Man wird keine beträchtliche Stadt antreffen, wo man nicht noch die Uiberbleibsel davon, entweder in- oder vor derselben antrifft. Diese Häuser sind unter dem Namen Siechenhäuser bekannt. So werden diese Häuser genannt, weil man in der deutschen Sprache die mit solchen Hautausschlägen behafteten Siechen, Siecken, oder Siechische nannte.

§. 21.

Was war das aber nicht für ein Unglück, wenn einer zu jenen Zeiten, mit diesen Hautausschlägen behaftet, und in ein Siechenhaus eingesperret wurde? Hier ward

das

das schon elende Leben des Kranken noch elender. Hier hatte er keine andere Aufwartung zu genießen, als die er von anderen Kranken erhielt, und wenn diese fehleten, so hatte er gar keinen Beistand. Was er zu seiner Nahrung nöthig hatte, wurde ihm durch ein in der Thür gemachtes Loch, welches mit einer Klappe versehen war, zugestellt. Wenn er krank wurde, so durfte er auf keinen Arzt oder Wundarzt hoffen. Er konnte zwar ausgehen, aber dann muste er mit einer Klapper versehen seyn, womit er ein Geräusch machte, wenn ihm andere Menschen begegneten. Diese Einrichtung wurde getroffen, damit ihm andere nicht zu nahe kommen, und angesteckt werden möchten (§.19.). Er war des Seinigen beraubt, und manchmal wurde dieses, um fernere Ansteckung zu verhüten, verbrannt. Er konnte kein Testament machen. Er wurde als ein abgestorbenes Glied des Staatskörpers betrachtet. In ein solches Unglück versetzt zu werden, muste damals ein jeder befürchten, und keiner war davor sicher. Was war das nicht für ein erbärmlicher Zustand für Menschenkinder!

Zu der Zeit lagen die Menschen auf ihren Knien, baten den Allmächtigen, dieses Unglück von ihnen wegzunehmen. Alle Sonntage und alle Festtage flehete man jetzt zur Gottheit, und versprach Dankbarkeit. So sahe es noch vor 300 Jahren in der Welt aus.

§. 22.

Nachdem man gefunden, daß man die Lustseuche vermittelst des Quecksilbers tilgen konnte (§. 5.), und sich mit einer verbesserten Heilart und Anwendung der Quecksilbersalbe (§. 8. — 14.) bekannt gemacht hatte, so verfielen Aerzte auf den Gedanken: wer weiß, ob nicht das Quecksilber, welches wir bis hieher als ein bloses Gift (§. 2.) betrachtet haben, die Hautausschläge (§. 19.), weswegen die Siechenhäuser erbauet sind, nicht gleichfalls heben wird? Sie machten die hieher gehörigen Versuche, diese erfülleten den Wunsch, und so wurden nun die Siechenhäuser in- und vor den Städten, wovon wir jetzt noch hin und wieder die Uiberbleibsel, diese Zeugen der Noth unserer Vorfahrer, sehen, unnütz.

§. 23.

Und nnn getraue ich mich alle und jeden zu fragen, ob man nicht der Arzneigelahrtheit, wenn sie auch weiter nichts gutes, als dieses, gestiftet hätte, sehr viel verdanken muß. Allein wer denkt hieran? Eben so wenig denkt man hieran, als an die Zeiten, wo man die Gottheit bat, die Siechenkrankheit von den Menschen wegzunehmen, und Dankbarkeit, Dankbarkeit auf den Knieen versprach (§.21). Noch beten wir zwar an den Sonn= und Feiertägen, wie unsere Vorfahren, für die Kranken; aber — — das Gebet ist geblieben, das tugendhafte Gefühl, und der wahre Dank sind erloschen.

Vierter Abschnitt.

Wie entstanden bei denen mit der Lustseuche behafteten, an den Orten, wo die Quecksibersalbe eingerieben war, die garstigen Geschwüre, und der Brand, und warum desto leichter, je weiter es mit der Krankheit schon gekommen war?

§. 24.

Nachdem jetzt die Aerzte mit der Wirkung der äußerlich angewandten Quecksilbersalbe je länger, je bekannter wurden (§. 8. — 14.) fanden sie, daß diese nie bei Gesunden, Geschwüre, noch viel weniger aber den Brand erregte. Auch geschahe dieses bei denen nicht, bei welchen die Lustseuche keine starke Wurzeln geschlagen hatte, sondern nur bei solchen, bei welchen diese Krankheit weit fortgerückt war (§.11.), oder welche sehr böse Säfte hatten.

Noch wurde dieses Unglück verhütet, wenn man vor der Anwendung der Quecksilbersalbe Bäder gebrauchte, eine gehörige Diät einrichtete, und die Säfte des Kranken hierdurch verbesserte. Einsichtige Männer schlossen aus diesen Wahrnehmungen: also muß hier nicht allein

allein die Queckſilberſalbe, ſondern auch die Verderbniß der Säfte, als eine Urſache, in Betrachtung gezogen werden. Ob ſie ſo recht ſchloſſen, das ſoll der Leſer entſcheiden, wenn er das folgende wird geleſen haben.

§. 25.

Eine ganz bekannte Sache iſt es, daß ſich die Kranken, welche mit bösartigen Fiebern behaftet ſind, leicht durchliegen; das iſt, daß an dem Orte, auf welchem ſie liegen, Rothlauf, garſtige Geſchwüre, und manchmal ſogar der Brand entſtehen. Das geſchiehet bei ihnenjetzt, da ſie ſich doch zur Zeit als ſie geſund waren, nicht durchlagen.

§. 26.

Wie gehet es aber zu, daß ſich ſolche Kranken durchliegen, und an denen Orten, wo dieſes geſchiehet, leicht die erwähnten Zufälle erfolgen (§.25.)? Unſere Hautgefäße gehören unter die reinigenden Organen, wodurch die der Verderbniß zu nahe kommenden Theilchen der Blutmaſſe getrennet, und aus dem Leibe weggeſchaft werden. Wenn alſo Kranke, deren Säfte ſehr verdorben

sind, unverändert auf einer Stelle liegen, und diesertwegen hier die verdorbene Materie der unmercklichen Ausdünstung zurückgehalten wird, so müßen sie hier bei der Wärme des menschlichen Leibes, je länger je stärker verderben, und also nach Verschiedenheit des Grades ihrer Verderbniß, Rothlauf und den Brand erregen. Ich rede hier mit Kennern. Leider! daß ich anderen hier nicht deutlicher werden kann.

§. 27.

Die hier erwähnten Zufälle (§.25.) eräugenen sich auch manchmal an den Orten, wo man solchen Kranken, deren Säfte sehr verdorben waren, ein Fliegenpflaster gelegt hatte. Manchmal geschahe dieses sodann erst, wenn man den Ort, wo die Blase entstanden war, mit einem Pflaster bedeckt, wodurch die Wegschaffung der verdorbenen Säfte an diesem Orte verhindert wurde.

§. 28.

Ich dencke, daß es jetzt leicht zu rathen sey, warum der so sehr antiseptische Alaun, in den Fällen, wo sich Kranke durchgelegen

haben (§. 25.), so treffliche Dienste thut. Das sogenannte Coagulum aluminosum, wo man das Eyweiß, bis es geronnen ist, mit einem Stück Alaun abreibt, ist in diesem Falle an verschiedenen Orten sehr im Gebrauch.

§. 29.

Auch wird man jetzt leicht rathen, warum so leicht der Brand erfolgt, wenn man bei durchgelegenen Theilen warme Breiumschläge, um die Vereiterung zu befördern, anwendet. Muß die Wärme wohl nicht das Verderben der hier zurückgehaltenen Feuchtigkeiten noch mehr befördern (§. 26.)? Betrübt sind die Fälle, welche ich bei dieser Behandlung erlebt habe.

§. 30.

Und nun wage ich es, auch zu fragen: wie gehet es zu, daß die Quecksilbersalbe bei den Kranken, bei welchen es mit der Lustseuche sehr weit gekommen war, garstige Geschwüre und selbst den Brand nach sich zog? Warum folgten diese Zufälle bei Gesunden, und bei denen, bei welchen die Krankheit noch nicht weit gekommen war, nicht

 (§. 24.)?

(§.24.)? Wie wirkten hier die Bäder (§.14.), welche doch nur das Fett wegnahmen, und die Ausdünstung an den Orten wieder herstellten, wo das Fett selbige verhindert hatte? War in diesen Fällen das Fett, welches unter die Quecksilbersalbe kommt (§.5.), die Schweißlöcher verstopfte, und die verdorbenen Säfte zurückhielt, oder das Quecksilber an den garstigen Geschwüren Schuld? Ich denke, daß mir diejenigen hier eine weitere Ausführung leicht schenken werden, welche sich die Frage: warum entstehet nur der Brand bei denen, bei welchen die Säfte sehr verdorben sind, nicht aber bei andern? zu beantworten suchen.

Fünfter Abschnitt.

Das venerische Gift wird nicht vermittelst des durch das Quecksilber erregten Speichelflusses weggeschafft.

§. 31.

Anfangs bildeten sich einige Aerzte ein, die verdorbenen Säfte, welche bei der Schmierkur mit dem stinkenden Athem (§. 2.) weggeschaffet wurden, sey das venerische Gift, welches hier von der Blutmasse getrennt worden, und den stinkenden Athem verursachet hatte. Hieran glaubten viele, und wähnten getroffen zu haben.

§. 32.

Indessen ereigneten sich Fälle, wodurch sie in diesem Stücke von ihrem Irrthume überzeugt wurden. Hieher gehörte es, daß auch solche, welche nicht venerisch waren, wenn ihnen die Quecksilbersalbe eingerieben wurde, doch einen solchen besonders stinkenden Athem (§. 4.) bekommen. Da diese Leute kein venerisches Gift beherbergten, so muste der bei

dem Gebrauche des Quecksilbers sich einstellende besonders stinkende Athem (§. 2.) eine andere Ursache haben. Jetzt verließen sie diesen Irrthum (§. præc.).

§. 33.

Wenn nun aber gleich viele Aerzte dieses (§. præc.) jetzt einsahen, so blieben sie doch noch dabei, daß das venerische Gift vermittelst des Speichelflusses von der Blutmasse getrennt, und weggeschafft würde (§. 16.), und wünschten, wenn sich ein solcher Speichelfluß ereignete, dem Kranken Glück.

§. 34.

Allein demnächst trugen sich häufige Fälle zu, wo Venerische bei der Schmierkur in keinen Speichelfluß versezt wurden, und doch genasen. Da bei diesen kein Speichelfluß einstanden war, so war auch hierdurch das venerische Gift nicht weggeschafft. Wie hatten also diese ihre Gesundheit wieder erhalten? Die Aerzte wollten jetzt, das Gift sey unmerklich von der Blutmasse vermittelst der Speicheldrüsen getrennt. Diese Hypothese mußte man annehmen, wenn man sich nicht zanken wollte.

§. 35.

Nun kamen aber Fälle vor, welche mehr auf sich hatten. Man fand, daß einige, welche einen starken Speichelfluß überstanden hatten, doch nicht gesund worden waren. Weil man kein anderes Mittel wußte, so richtete man die Schmierkur von neuem ein, und hoffte, durch Vermehrung der Quecksilbersalbe einen Speichelfluß zu erzwingen, aber vergebens. Indessen genasen von diesen Kranken doch einige ohne das mindeste von einem Speichelflusse gehabt zu haben, und manchmal vollkommen, ohngeachtet sie durch den Speichelfluß nicht waren hergestellt worden.

§. 36.

Nun giengen den Aerzten die Augen auf. Deutlich erkannten sie jetzt, daß der Speichelfluß zur Tilgung des venerischen Giftes durchaus nicht nöthig (§. 34. und 35.), und es ein Irrthum gewesen war, wenn sie dafür gehalten hatten, das venerische Gift würde vermittelst desselben weggeschafft (§. 16. und 33.).

§. 37.

In dieser ihrer Meinung (§. præc.) wurden sie nun noch fester bestärkt, als sie neben den hier angeführten Wahrnehmungen (§. 34. und 35.) überlegten, daß Gott und die Natur die Speicheldrüsen nicht, wie reinigende Organen, zur Wegschaffung verdorbener Säfte, sondern zur Absonderung einer nützlichen Feuchtigkeit, nämlich des Speichels, der zur Verdauung so nothwendig erfodert wird, angeordnet hatte.

§. 38.

Seit dieser Zeit wünschten nun diese Männer dem Kranken kein Glück mehr, wenn sich ein Speichelfluß bei der Schmierkur einfand, sondern suchten ihm vorzubeugen.

§. 39.

Und nun überwandten sie die venerische Krankheit ohne Erweckung eines Speichelflusses, und viel vollständiger, als zuvor.

§. 40.

Hierbei war ihnen die Beobachtung, daß vor dem Speichelflusse jederzeit der besonders

stinkende

stinkende Athem (§.2.) vorhergeht, welchen nur das Quecksilber zu erregen pflegt, sehr nützlich. Denn hierdurch wurden sie in den Zustand gesetzt, diejenigen Mittel anwenden zu können, welche den Speichelfluß verhinderten.

§. 41.

Nachdem jetzt die Aerzte eingesehen hatten, daß das venerische Gift nicht vermittelst des Speichelflusses weggeschafft wurde (§.34.u.f.), so fragten sie sich nun unter einander: wie geht es aber zu, daß das Quecksilber die Speicheldrüsen entzündet, und einen Speichelfluß erweckt (§. 2.)? Warum ist dieses nur dem Quecksilber, nicht aber andern Arzneymitteln eigen? Dieses war jetzt der Knote, den sie zu entwickeln suchten. Wie sie hier zu Werke giengen, davon will ich jetzt Nachricht geben.

§. 42.

Bekannt ist es, daß sich das Quecksilber in keinem unserer Säfte so leicht auflösen läßt, als im Speichel. Der Apotheker pflegt daher bei der Verfertigung der Merkurialsalbe (§. 15.) in den Mörser zu speyen, und zwar

deswegen,

deswegen, weil er weiß, daß sich der Speichel vorzüglich leicht mit dem Quecksilber vereinigt, und daher zur leichtern Verbindung desselben mit Terpentin und Fett vieles beyträgt. Wenn also Quecksilbertheilchen sich in der Blutmasse aufhalten, und hier mit den Speicheltheilchen verbunden werden, so werden sie auch vorzüglich leicht mit den Speicheltheilchen in den Speicheldrüsen abgesetzt.

§. 43.

Klar ist also jetzt (§. præc.), warum das in die Blutmasse übergegangene Quecksilber vorzüglich in die Speicheldrüsen mit den Speicheltheilchen von der Blutmasse abgesondert wird.

§. 44.

Wie erreget es aber die Entzündung der Speicheldrüsen (§. 41.), wenn es in selbige abgesondert wird (§. præc.)? Die Säuren, welche sich in der Blutmasse befinden, hängen sich vorzüglich leicht an die Quecksilbertheilchen an; geschiehet aber dieses, so erhalten sie eine Schärfe, wie dieses bei den Quecksilbertheilchen geschiehet, wenn

mit

mit ihnen die Salzsäure verbunden wird. Klar genug also, warum diese Theilchen, wenn sie mit den Speicheltheilchen von der Blutmasse abgesondert werden, und in die Speicheldrüsen kommen, selbige entzünden.

§. 45.

Wie erwecken sie aber sodann den Speichelfluß? Alle absondernde Arzeneyen sondern in einer größeren Menge ab, wenn sie gereizet werden. Was Wunder also, daß dieses bei den Speicheldrüsen gleichfalls erfolgt? Wie dieses aber zugehet, das nehme ich aus der Pathologie, um hier nicht zu weitläuftig zu werden, als bekannt an.

§. 46.

Wenn es nun aber gleich offenbar am Tage liegt, wie das Quecksilber wirket, indem es die Speicheldrüsen entzündet, und einen Speichelfluß erzwingt (§. 44. und 45.), und daß hierdurch nicht das Gift der Lustseuche getilget wird (§. 34. und 35. u. f.), so frägt es sich doch noch: wie wirket es aber, indem es diese Krankheit überwindet? Auch hievon will ich so etwas erzählen.

§. 47.

Ganz bekannt ist es, daß diejenigen, welche die Schmierkur (§. 15.) überstanden, oder auch andere Merkurialmittel gebraucht haben, eine sehr aufgelösete Blutmasse bekommen. Da dieses so sehr bekannt ist, so mag es hinreichen, meine Leser hieran erinnert zu haben.

§. 48.

Die in die Blutmasse übergegangenen, und sich in selbiger aufhaltenden Quecksilbertheilchen befördern also die Auflösung der Blutmasse, und verändern sie (§. præc.).

§. 49.

Wie sollte aber die Veränderung der Blutmasse (§. præc.) durch die in selbigen befindlichen Quecksilbertheilchen wohl bewirket werden? Wenn sich die sauren Theilchen der Blutmasse (§. 44.) vorzüglich wegen ihrer anhängenden Kräfte, oder wie unsere heutigen Chemiker reden, wegen der größern Verwandschaft mit den Quecksilbertheilchen verbinden, und also die Blutmasse verlassen; so ist es nicht einmal denkbar, daß auf diese

Weise

Weise die Blutmasse nicht sollte verändert werden (§. 48.). Klar genug liegt es also am Tage, warum die sich in der Blutmasse befindlichen Quecksilbertheilchen die Blutmasse verändern, und ihre Auflösung befördern (§. 47. und 48.).

§. 50.

Wenn es also bei dem Gebrauche des Quecksilbers an der Beförderung der unmerklichen Ausdünstung nicht fehlt, so können jetzt vermittelst derselben die Theilchen des venerischen Giftes weggeschafft werden, welche, wenn sie nicht wären aufgelöset worden, nicht hätten weggeschaffet werden können. Hierin steckt meiner Meinung nach die Wirkungsart des Quecksilbers, wenn es das Gift der Lustseuche besiegt.

§. 51.

Was ich hier (§. 47 — 50.) von der Wirkungsart des Quecksilbers gesagt habe, soll nur denen gewidmet seyn, welche mit mir wünschen, daß auch endlich unsere Arzneymittelkunde (materia medica) nicht blos empirisch, sondern wissenschaftlich abgehandelt werde.

Ich

Ich weiß es wohl, daß die meisten damit zufrieden sind, wenn sie nur empirisch rechnen können, und die wissenschaftliche Rechenkunst, als etwas unnützes betrachten. Ich kann es wohl leiden, wenn sich auch Aerzte finden, welche meine Bemühungen, die Ursachen der Dinge aus Gründen zu erforschen, als etwas überflüssiges ansehen.

Sechster Abschnitt.

Von den aus dem Quecksilber zubereiteten Arzneimitteln überhaupt.

§. 52.

Aus dem rohen Quecksilber werden gar verschiedene Arzneymittel zubereitet. Sie lassen sich überhaupt eintheilen, nämlich

1) In solche, die man durch die Vermischung des rohen Quecksilbers mit allerhand Körpern durch das Reiben erhält. Hieher gehören nicht allein die neapolitanische (§. 5.) und andere Salben, sondern auch, das mit rohem Spießglase abgeriebene Quecksilber, der mit Quecksilber vereinigte Schwefel, u. s. w.

2) Andere, zu welchen man gelangt, indem man das Quecksilber in sauern Geistern auflöst, und hernach niederschlägt. Hieher gehören der weiße, rothe, grüne Präcipitat, der mercurialische Turbith, u. s. w.

3) Noch in andere, welche man erwirbt, indem man das Quecksilber, auf verschiedene Art mit Säuren, durch das in die Höhetreiben, oder Sublimiren vereinigt. Hieher

gehören der ätzende Sublimat (mercurius sublimatus corrosivus), das abgesüßte Quecksilber (mercurius dulcis), und die Mercurial-Panacee (panacea mercurialis) vornämlich.

§. 53.

Nur von diesen letzten dreien Mitteln (§. præc. n. 3.) werde ich diesesmahl hier reden, und die übrigen der Bearbeitung anderer überlassen. Ich bin ein Mann, der auf achtzig Jahre gehet, und wäre es nicht die Liebe, welche ich meinem Nebenmenschen gewidmet habe, so arbeitete ich gar nicht mehr. Ich arbeite noch, weil ich mich zu meiner großen vorhabenden Reise zubereite.

Siebenter Abschnitt.

Vom ätzenden Sublimate, und dessen Kräften.

§. 54.

Da ich mir vorgesetzt habe, hier auch die ersten Anfänger der Arzneygelahrtheit mit dem Sublimat, und dessen Kräften bekannt zu machen, so sehe ich mich genöthigt, um auch diesen verständlich zu werden, etwas voraus zu schicken.

§. 55.

Ein jeder kennt die Asche, welche in unsern Küchen und Oefen von dem verbrannten Holze zurückbleibt.

§. 56.

Wenn man auf diese Asche (§. præc.) Wasser schüttet, so nimmt dieses Wasser einen Theil aus der Asche auf; da hingegen der andere, durch das Wasser nicht auflösbare, zu Boden fällt.

§. 57.

Das Wasser, welches aus der Asche viele Theile aufgenommen hat, und in sich hält (§. 56.), nennt man im gemeinen Leben Lauge.

§. 58.

Wenn man diese Lauge (§. praec.) einkocht, und auf diese Weise das Wasser von den Theilen trennt, die es aus der Asche aufgenommen hatte (§. 56.), so bleibt ein Salz zurück.

§. 59.

Dieses Salz (§. praec.) nennt man in der Chemie Laugensalz. Was man im gemeinen Leben Pottasche nennt, und welche man erhält, indem man die Aschenlauge von der übrig gebliebenen Asche trennt, und einkocht, ist nichts anders, als ein Laugensalz.

§. 60.

Alle diese Laugensalze (§. praec.) zeichnen sich denn ferner dadurch aus, daß sie mit den Säuren in einer gewissen bestimmten Menge verbunden, in ein Mittelsalz verwandelt werden.

den. Ich schweige von andern Eigenschaften, welche sie auszeichnen, um nicht zu weitläufig zu werden.

§. 61.

Wenn aber gleich die Asche von allen Vegetabilien ein Laugensalz (§. 59.), welches mit einer Säure in gehöriger Menge vermischt, ein Mittelsalz macht (§. 60.), gibt: so sind diese Salze doch nebenhin wesentlich noch abstechend sehr verschieden. Das Laugensalz vom Eichenholz, Büchenholz, Weinreben, von Geniste kommen nicht genau mit einander überein. Das Bohnenstroh und die Geniste liefern ein Laugensalz, welches vorzüglich den Harn befördert. Das Weinsteinsalz ist keine Pottasche. Das Laugensalz, das aus der Pflanze Kali kommt, ist schon nach dem Orte, wo diese Pflanze gewachsen ist, sehr verschieden. Auch trifft man in der Natur Laugensalze an, welche nicht von den Pflanzen abstammen, und zum Unterschiede von einigen mineralische, von andern aber natürliche Laugensalze genannt werden. Bei dieser Eintheilung würde also das Laugensalz, welches man aus

der Pflanze Kali erhält, kein vegetabilisches Laugensalz seyn, ob es gleich unwidersprechlich aus einer Pflanze herkömmt. Es ist hier der Ort nicht, mich weiter hierüber einzulassen; genug wenn sich der Leser hier nur den Begriff gemacht hat, daß die Laugensalze, mit allerhand Säuren vermischt, in Mittelsalze verwandelt werden (§. 60.).

§. 62.

Aus einem natürlichen Laugensalze, verbunden mit der Salzsäure bestehet unser gemeines Küchensalz, welches wir täglich genießen. Zuversichtlich ist dieses, weil man das Küchensalz durch die Chemie in diese beiden Theile zerlegen kann, und das Küchensalz wieder durch die Vereinigung derselben entstehet.

§. 63.

Wenn man die Salzsäure (§. præc.) allein nimmt, so ist sie sehr scharf, und ein Aetzmittel, welches vortrefflich thut, um wildes Fleisch damit wegzuätzen. In Wasser verdünnt, gibt sie eine vorzüglich gute Arzney ab, um die Mundfäule, und die

Schwämme

Schwämme damit zu tilgen. Um auch den Geschmack in diesem Falle angenehm zu machen, pflegen sie die Aerzte mit irgend einem angenehmen Syrup zu versetzen. Der Borax mit einem solchen Syrup vermischt, wird in diesen Krankheiten durch zugemischte Salzsäure viel wirksamer.

§. 64.

Mit einem alkalischen, nicht von den Pflanzen getrennten, oder mineralischen Laugensalze gibt diese Säure (§. præc.) unser gemeines Küchensalz (§. 62.), welches nicht nur dient, unsere Speisen zu würzen, und angenehmer zu machen, sondern auch die Gesundheit der Menschen zu erhalten. Es befördert die Eßlust, und hilft der Verdauung der Speisen. Weil außerdem mancherlei Speisen nicht gehörig verdauet werden, so ist es in der That unsern Küchen, vornämlich bei allerhand Fleisch- und Fischspeisen, unentbehrlich. Wir haben Beyspiele, wo zwey feindliche Armeen gegen einander standen, die eine kein Salz, die andere kein Fleisch hatte, nun aber beide mit einander tauschten. So unentbehrlich ist den Menschen das Kü-

chensalz, die mit einem Laugensalze verbundene Salzsäure (§. præc.).

§. 65.

Wenn aber gleich unser gemeines Küchen- und das Meersalz nicht wesentlich verschieden zu seyn scheinen, und beyde in den Küchen zur Würzung der Speisen angewandt werden, so kommen doch die darin enthaltenen Säuren nicht völlig mit einander überein. Die Seesalzsäure löset das Gold auf, welches unsere gemeine Salzsäure nicht thut.

§. 66.

Alles Küchensalz (§. 62.) aber widersteht dem Verderben und der Fäulung des Fleisches und der Fische. Hier will ich nur an das Pöckelfleisch und an die Häringe erinnern.

§. 67.

Zuviel von diesem Küchensalze unter die Speisen gemischt, erweckt Durst.

§. 68.

§. 68.

Küchensalz in Wasser aufgelöst, und hiervon eingenommen, gibt ein Brechmittel ab. Diese Einsicht kam mir einst bei einem Kranken auf dem Lande, der ein Brechmittel sehr nöthig hatte, zu statten. Die Apothecke war zu sehr entfernt. Ich löste eine hinreichende Menge Küchensalz in Wasser auf, gab hiervon alle drey Minuten einen Eßlöffel voll, bis ein Erbrechen erfolgte. Nach geendigtem Erbrechen lies ich Thee mit Milch nachtrinken.

§. 69.

Wenn der Leser das, was ich hier von der Salzsäure in Verbindung mit dem gesagt habe (§. 62. = 68.), nur flüchtig gelesen hat, so mag er es noch einmal lesen, und dann behalten. Es hält die Gründe in sich, worüber demnächst wird gebauet werden.

§. 70.

Nun auch zum Sublimat (§. 52. n. 3.). Wie er gemacht wird, mag der Leser, in einem medizinischen Wörterbuche, oder in der Chemie nachsehen.

§. 71.

Was ist nun aber der Sublimat (§. 52. n. 3.) wesentlich und eigentlich? Wenn man sich vorstellt, daß die Salzsäure mit Quecksilbertheilchen in so großer Menge verbunden sey, wie sie damit verbunden werden kann, so trifft man genau den Begriff, den man mit dem Worte, ätzender Sublimat, zu vereinigen hat.

§. 72.

Ich wiederhole es, so trifft man genau den Begriff, welchen man mit dem Worte ätzenden Sublimat zu verbinden hat. Denn er läßt sich durch die Chemie sowohl in diese beiden Theile zerlegen, wie man das gemeine Küchensalz in Salzsäure und in Laugensalz zerlegen kann (§. 62.).

§. 73.

Es ist aber dieser Sublimat (§. 71.) um vieles schärfer, als das Küchensalz (§. 62. und 64.), obgleich beide ihre Schärfe von der Salzsäure haben (§. 63. 64. und 71.).

§. 74.

Wie sollte dieses (§. præc.) aber wohl zugehen? Das Quecksilber ist ein weit schwererer Körper, als die alkalischen Theilchen des Küchensalzes. Die Quecksilbertheilchen biethen also den Theilchen der Salzsäure viel mehr Berührungspunkte an. Da nun aber, wie in der Naturlehre erwiesen wird, die anhängende Kraft der Menge der Berührungspunkte proportional ist; so folgt, daß sich auch weit mehr ätzende Theilchen der Salzsäure (§. 63.) bei gleichen Oberflächen an die Quecksilber- als an die alkalischen Salztheilchen anhängen müssen. Was Wunder also, daß der Sublimat viel schärfer und ätzender ist, als das Küchensalz (§. præc.).

§. 75.

Der Sublimat (§. 71.) läßt sich übrigens sowohl im Wasser auflösen, als das Küchensalz.

§. 76.

Wenn dieses aber geschehen ist, so beträgt sich der Sublimat, äußerlich angewandt, wie

die

die Salzsäure (§. 63.). Diese ätzet das wilde Fleisch aus den Wunden (§. 63.); und das thut der im Wasser aufgelöste Sublimat auch. Die mit Wasser gehörig verdünnte Salzsäure reinigt die faulen Geschwüre, und bringt sie zur Heilung; das bewirket der im Wasser aufgelöste, und gehörig verdünnte Sublimat gleichfalls.

§. 77.

Wer das, was in diesem Abschnitte gesagt worden, begriffen, und behalten hat, der wird das Uibrige, um es zu verstehen, nicht viel beschwerlicher, als das Lesen von einem Zeitungsblatte finden; wem es aber hieran fehlet, dem wird dasselbe böhmische Dörfer bleiben.

Achter Abschnitt.

Nachrichten von den Versuchen des äußerlich angewandten Sublimatwassers.

§. 78.

Nachdem der Sublimat erfunden war, und man nun wuste, daß sich dieser im Wasser auflösen ließ (§. 75.); so muste erforscht werden, was er wohl, als ein Arzneymittel betrachtet, ausrichten würde. Da man überlegte, daß die Salzsäure der Erhaltung der Gesundheit so sehr vortheilhaft ist (§. 64.), diese aber im Sublimate nur mit gar wenigem von dem giftigen Quecksilber verbunden ist (§. 71.), so hoffte man von diesem Mittel aus Gründen viel Gutes.

§. 79.

Indessen nahm man sich jetzt vor, die Wahrheit durch Versuche zu erforschen und festzusetzen. In dieser Absicht entschloß man sich, die Wirkung des im Wasser aufgelösten Sublimats in Ansehung der Läuse zu versuchen. Man mischte jetzt zwei Gran Sublimat unter eine Unze Wasser. Mit diesem

Wasser wusch man jetzt die Theile bei lebendigen Menschen, welche mit Kopf- und Filzläusen behaftet waren, und in wenigen Stunden war dieses Ungeziefer getilgt.

Eben so befreiete es die Kleider von den Kleiderläusen, wenn man sie damit bespritzte.

Auch brachte es die Motten, die Wanzen, u. s. w., um, und erhielt das Pelzwerk vortreflich.

§. 80.

Diese Wirkungen (§. præc.) sind ungezweifelt den im Sublimate enthaltenen Quecksilbertheilchen zuzuschreiben. Denn daß das Quecksilber alle Insekten tödtet, ist schon im vorhergehenden gezeiget (§. 2.), daß aber die Salzsäure hieran nicht Schuld sei, zeiget sich, da diese allein keine gleiche Wirkung bei den Insekten hervorbringt.

§. 81.

Ehe ich weiter gehe, noch ein Wörtchen von den Läusen. Herodes starb an der Läuse-Krankheit. Hier entstehen die Fragen, nämlich 1) was war es für eine Art von Läusen, welche ihn umbrachten? 2) Wür-

den diese auch wohl durch das Quecksilber getödtet worden seyn, und endlich 3) wie können Läuse umbringen?

§. 82.

Was die erste Frage (§. præc. n. 1.) anlangt, nämlich was es für eine Art von Läusen, welche den Herodes umbrachten, war: ob es gemeine oder Filzläuse, oder eine andere Art Läuse waren, weiß ich nicht zu beantworten. Ich habe Verschiedenes von Läusen und Läuse-Krankheiten, auch das gelesen, was in Ansehung einer besondern Läuse-Krankheit, womit ein vornehmer Herr in Spanien behaftet gewesen seyn soll, erzählt wird. Ich mag mich aber hier in weiter nichts einlassen, als was ich selbst gesehen habe.

§. 83.

Was aber die andere Frage (§. 79. n. 2.) betrifft, nämlich ob das Sublimatwasser (§. 79.) diese Läuse umgebracht haben würde, so denke ich, daß dieses den Naturgesetzen zu Folge hätte geschehen müssen (§. 79.).

§. 84.

Wenn man aber Läuse und Krätze vermittelst des Sublimatwassers (§. 79) zu tilgen Willens ist, so wird nothwendig die Reinlichkeit erfodert; wenn die nicht beachtet wird, und sich beständig von neuem Läuse erzeugen, und die Kranken beständig wieder von neuem angesteckt werden, so ist alles natürlicher Weise vergebens. Wichtig ist diese Anmerkung, viel wichtiger, wie sich mancher wohl einbildet. O wie viel könnte ich hiervon noch erzählen.

§. 85.

Nun zur Beantwortung der dritten Frage (§. 81. n. 3.), nämlich ob auch gemeine Läuse umbringen können? Hier wird mancher sowohl neugierig seyn, als ich es war. Einer meiner Kollegen half mir diesertwegen aus dem Traume. Er erzählte mir, daß er auf einer Reise zu einem seiner Kranken, einen armen Buben am Wege hätte liegen, und sterben gesehen. Er kam an Gichtern um, und hatte eine unzählige Menge Läuse. Dieser Arzt erzählte mir, das Jucken und Kratzen, und die hiermit vergesellschaftete Empfin-

dung

dung hätten Gichter erregt, diese aber den armen Menschen umgebracht. Er bedauerte, daß er ihn unter den Umständen, wo er das Hilfsmittel nicht haben konnte, hätte müssen sterben sehen.

§. 86.

Nachdem die Aerzte gefunden hatten, daß sie mit dem Sublimatwasser eben so gut, und geschwinder allerhand Insekten, als vermittelst der Quecksilbersalbe (§. 2.), umbringen (§. 79.), und auch die Haut ohne alle weitere widrige Folgen waschen konnten, so sprachen sie neugierig: was wird erfolgen, wenn wir allerhand Hautausschläge (§. 19.) mit dem Sublimatwasser waschen? Sie nahmen sich jetzt vor, es zu versuchen. Sie versuchten es, und der Erfolg übertraf ihre Erwartung. Sie tilgten vermittelst des blosen Waschens mit diesem Sublimatwasser nicht allein allerhand Hautausschläge vollkommen, sondern auch in einer weit kürzern Zeit, mit weniger Kosten und Umständen, als dieses vermittelst der Schmierkur bewerkstelliget wurde (§. 15. u. 22.). Nicht allein die gemeine Kräzze, sondern auch verschiedene Arten von

Flechten, ja selbst den bösen Grind, wenn man zuvor die Krusten eingeschmiert, und mit einem Läuse-Kamm weggekämmt hatte, wurden durch das blose Waschen mit Sublimatwasser gründlicher und bequemer, als vermittelst der Schmierkur, gehoben. Selbst giebt es eine Art von Aussatz, welche ihm nicht wiederstehet.

§. 87.

Jetzt hatte man also ein noch weit bequemeres Mittel in den Händen, die Krankheiten zu tilgen, weswegen man vordem die Siechenhäuser (§. 20. u. 21.) angelegt hatte, als die aufs beste eingerichtete Schmierkur (§. 8-15.) gewährte.

§. 88.

Weil man wuste, daß das Sublimatwasser äußerlich sicher gebraucht werden konnte (§. 86.), ob es gleich scharf war, so versuchte man es nun auch bei garstigen und unreinen Geschwüren. Es säuberte sie, und brachte sie sehr oft zur glücklichen Heilung.

§. 89.

Gemeiniglich lößte man in dieser Absicht den Sublimat (§. 71.) im Kalkwasser auf, und nannte dieses aqua phagadaenica (Wasser bei unreinen Geschwüren). So sehr hatte sich jetzt der Sublimat empfohlen. Ich brauche hier wohl nicht zu erinnern, daß die Auflösung dieses Mittels im gemeinen Wasser vorzüglich ist (§. 79.).

§. 90.

Von der Schmierkur haben wir gesehen, daß zuweilen an den Orten, wo die Quecksilbersalbe angebracht war, nicht allein garstige Geschwüre, sondern auch selbst wohl der kalte Brand entstand (§. 11. 24. u. f.). Nachdem man gefunden hatte, daß das Sublimatwasser bei anderwärtigen garstigen Geschwüren oft trefliche Dienste gethan hatte (§. 88.), so wandte man es auch bei diesen an. Gar nicht selten säuberte es auch diese, von der Quecksilbersalbe erregten Geschwüre, und brachte sie glücklich zur Heilung.

§. 91.

Bei diesen Gelegenheiten zeigte sich nun deutlich, was schon zuvor (§. 30.) gesagt ist, nämlich, daß die bei der Schmierkur an den Orten, wo geschmieret worden, vorfallenden Geschwüre (§. 11.) nicht von den Quecksilbertheilchen, sondern von dem Fette, welches in der Salbe enthalten war, herrührten. Denn diese Quecksilbertheilchen befanden sich im Sublimatwasser (§. 79.), und dieses unterschied sich nur vorzüglich von der Quecksilbersalbe (§. 15.) darin, daß in diesem Wasser kein Fett enthalten war. Da nun aber dieses Wasser die Geschwüre, welches die Quecksilbersalbe erweckt hatte, mannichfaltig reinigte, und heilte (§. præc.), so denke ich, daß jetzt klar genug sey, was zuvor behauptet ist (§. 30.), nämlich es sey das in der Quecksilbersalbe enthaltene Fett die Gelegenheits-Ursache gewesen, wodurch bei der Schmierkur die garstigen Geschwüre (§. 11.) an den geschmierten Orten entstanden.

§. 92.

Nun frägt es sich aber: sollten wohl von diesem äußerlich angewandten Sublimatwasser (§. 79.), sowohl wie bei der Anwendung der Quecksilbersalbe (§. 16.), Quecksilbertheilchen in die Blutmasse übergehen? Es ist bekannt, daß von einem jeden Badwasser, in welchem sich der Mensch eine Zeit lang aufgehalten hat, Theilchen in den Körper des Badenden übergehen, und auch wie man diese Menge vermittelst der Wagschale bestimmen kann. Wenn man nun hierbei überlegt, daß die Quecksilbertheilchen in dem Sublimatwasser gewiß so gut aufgelöset sind, als in der Quecksilbersalbe (§. 15.), so wird es schon sehr wahrscheinlich, daß auch von dem Sublimatwasser, wenn man sich damit wäscht, sowohl wie von der äusserlich angewandten Mercurialsalbe, Theilchen in die Blutmasse übergehen. Ausser Zweifel wird aber dieses gesetzt, da hin und wieder Fälle vorgekommen sind, in welchen ein und anderer bei dem Mißbrauche des Sublimatwässers sowohl in einen Speichelfluß verfiel, wie dieses in andern Fällen bei der Anwendung der Quecksilber-

 salbe

salbe (§. 2.) geschehen war. Ein Paar hieher gehörige Fälle will ich erzählen.

§. 93.

Ein Kaufmann in Münster, der die Krätze hatte, ersuchte mich um meinen Rath. Ich verordnete ihm das Sublimatwasser. Er mißbrauchte es. Er wusch mit demselben nicht allein die Beine, sondern auch den ganzen Leib mehrmalen in einem Tage. Es stellte sich hierauf ein Speichelfluß ein, der aber in wenigen Tagen, ungewöhnlich bald, völlig wieder verschwand.

§. 94.

In einem Krankenhause in einer großen Stadt waren sehr viele Krätzige beisammen. Ein Arzt vermuthete, hier die Krätze vermittelst des Sublimatwassers tilgen zu können. Er verordnete es. Weil es hier theils an der Reinlichkeit fehlte (§. 84.), theils aber zugleich einer beständig den andern wieder ansteckte: so wurde die Krankheit unterhalten. Jetzt wurde also das Sublimatwasser äusserst, indem die Kranken damit des Tages einigemal den ganzen Körper wuschen, mißbraucht,

und

und nun verfielen auch hier einige in einen Speichelfluß.

§. 95.

Der Speichelfluß, den das äusserlich angewandte Sublimatwasser erregt (§. 92. u. f.), pflegt aber bei weitem nicht so heftig zu seyn, als den die Quecksilbersalbe (§. 2.) hervorbringt. Wenn man mit dem Waschen aufhört, so vergeht er ohne alle widrige Umstände gewöhnlich in wenigen Tagen.

§. 96.

Auch läst sich dieser Speichelfluß (§. 92. u. f.) leicht verhüten. Jederzeit geht der besonders stinkende Athem (§. 2.), der ihn ankündiget, voraus. Wenn man denn zeitig genug das Waschen mit dem Sublimatwasser ausstellt, so vergeht der stinkende Athem von selbst wieder, und es erfolgt kein Speichelfluß (§. 40.). Ein zu dieser Zeit gegebenes Purgiermittel hilft auch sowohl zur Vorbeugung dieses Zufalls, wie es ihn, wenn er sich schon eingestellt hat, zu heben pflegt. Diese Anmerkung ist bei der Kur der verschiedenen Hautausschläge nicht ohne Nutzen.

§. 97.

Nun fragte es sich aber noch: sollte das äusserlich angewandte Sublimatwasser (§. 79.) eben sowohl die venerischen Krankheiten tilgen, als die äusserlich angewandte Queckfilbersalbe (§. 5.)? Wiederholte Wahrnehmungen haben dieses bestättigt. Aus verschiedenen will ich hier einen einzigen Fall erzählen.

§. 98.

Der sel. Professor der Wundarznei und Geburtshilfe Fries in Münster, wurde zu einem armen Weibsbilde, welches in Kindsnöthen lag, gerufen. Er nahm einige seiner Zuhörer mit, in der Hoffnung, daß hier was Lehrreiches vorfallen würde. Wie er mit seinen Zuhörern in das Zimmer trat, worin die Gebährende lag, war der Gestank so abscheulich, daß sie mit einander gezwungen waren, die Stube zu verlassen. Es wurden die Fenster geöffnet, geräuchert, und nach einiger Zeit gieng der Lehrer mit seinen Schülern hinein. Sie fanden hier das Weibsbild äusserst venerisch. Die Schamtheile waren mit

sehr

sehr garstigen und stinkenden Geschwüren besetzt. Die Entbindung erfolgte dem ohngeachtet. Der Professor ließ demnächst die stärksten Geschwüre mit ausgezupfter und mit Sublimatwasser getränkter Leinwand bis zu ihrer Reinigung belegen, und demnächst aber diese Theile nur mit diesem Wasser waschen. Nichts anders, weil das Weibsbild sehr arm war, wurde hier angewandt. Unter dieser Behandlung brachte das Sublimatwasser die garstigen Geschwüre zur Heilung, auch wurde durch das Waschen das venerische Gift überwunden, und dieses Weibsbild ohne alle weitere Umstände völlig wieder hergestellet.

Dieses wenige mag nun von der Anwendung und dem Nutzen des äusserlich angewandten Sublimats vorerst hier hinreichen.

Neunter Abschnitt.

Von den Vortheilen, welche das Waschen mit Sublimatwasser sowohl in Ansehung der Tilgung der Lustseuche als verschiedener Hautausschläge vor der Schmierkur hat.

§. 99.

Mein Gott! wird jetzt mancher sagen, was war also der Sublimat (§. 71.) für eine herrliche Erfindung! Bei seiner Auflösung im Wasser (§. 79.) und dem gehörigen Waschen bringt er die Geschwüre nicht allein nicht hervor, welche die Quecksilbersalbe manchmal verursacht (§. 11.), sondern reiniget sogar diese durch die Salbe erweckten Geschwüre, und bringt sie oft zur Heilung (§. 90.). Hierneben tilget das gehörige Waschen mit diesem Wasser die Hautausschläge (§. 86.), weswegen die Siechenhäuser in alten Zeiten angelegt waren (§. 20. u. f.) sowohl, als die Schmierkur (§. 22.).

Dieser Sublimat ist eine Erfindung der Deutschen, und, wenn mir recht ist, gewiß nicht die geringste, worauf sie stolz seyn dürfen.

§. 100.

Es ist nicht allein Wahrheit, daß die äusserliche Anwendung des Sublimatwassers die Schmierkur an Sicherheit übertrifft (Acht. Abs.), sondern auch, daß sie nebenhin noch manchen andern Krankheiten vorbeuget. Das Waschen des männlichen Gliedes nach einem unreinen Beischlafe, wenn es sogleich geschiehet, beuget nicht allein gewöhnlich dem Tripper und andern venerischen Krankheiten vor, sondern die bei dem gehörigen Waschen in die Blutmasse übergehenden Quecksilbertheilchen zerstören auch das Gift der Lustseuche, und überwinden diese Krankheit vortrefflich (§. 97. u. f.). Kurz, wenn ich hier gleich nicht mehrere Beispiele anführe, so ist es doch Wahrheit, daß das äusserliche Waschen mit dem Sublimatwasser alle Krankheiten heilet, welche die Schmierkur bezwinget (Abs. VIII).

§. 101.

Nebst dem ist es noch wahr, daß die Heilung venerischer Krankheiten vermittelst des Waschens bei weitem nicht so kostbar ausfällt, als die Schmierkur. Wer die Schmierkur braucht,

muß

muß nach der Gewohnheit sein besonderes Zimmer (§. 9.) haben, welches er nicht verlassen darf, und wo ihn dann der Arzt mit gekochtem Obst, Milchspeisen und Brod ernähret (§. 10.). Diese Kur kostete vor 30 Jahren in Paris 18 Carolin. Hinreichendes Geld für den Sublimat, welchen man bei hundert mit der Lustseuche behafteten nöthig hat. Warum soll die Armuth einen solchen Vortheil nicht geniesen? Ist nicht eine jede Erfindung desto schätzbarer, je gemeinnütziger sie ist?

§. 102.

Hierzu kömmt dann noch der sehr beträchtliche Umstand, daß es manchem, seiner häuslichen Geschäfte wegen, sehr wehe thut, sich der Schmierkur (§. 8. u. f.) zu unterwerfen. Diese muß er, weil er dabey nicht ausgehen darf (§. 9.), aussetzen, da er sie hingegen neben dem Waschen mit Sublimatwasser bequem abwarten kann; denn nichts hat er hiebei zu beachten, als daß er die gehörige Zeit schlafe, des Nachts über seine Ausdünstung gehörig unterhalte, und sich am Tage nicht verkälte. Diese Umstände sind nothwendig. Ich schweige, denn im Vorhergehenden ist

ist schon gezeigt, daß das Quecksilber nur die Blutmasse auflösen, das aufgelöste venerische Gift aber durch die Wärme weggeschafft werden müsse (§. 48—50.).

§. 103.

Ohnerachtet dieser wesentlichen Vortheile (§. 101 u. 102.), welche das Waschen mit Sublimatwasser auch in den Fällen, wo man zur Tilgung der venerischen (§. 97. u. f.) und anderer Krankheiten Quecksilbertheilchen in die Blutmasse bringen muß, vor der Schmierkur hat, so kommen bei dem Waschen doch noch Unbequemlichkeiten vor, und von diesen will ich jetzt reden.

§. 104.

Die erste Unbequemlichkeit bestehet darin, daß der Arzt das Waschen nicht genau so einrichten kann, daß eine ihm bekannte gehörige Menge Quecksilber in die Blutmasse gebracht wird. Auch dieses geht mannichfaltig nicht an, wenn er sich gleich der Fuß- der halben, und ganzen Bäder, welche er mit Sublimatwasser bewaffnet hat, bedienet. Ich rede aus der Erfahrung.

§. 105.

Die zweite Unbequemlichkeit ist, daß die Kranken sich bei dem Waschen oft nicht gehörig an die Vorschrift des Arztes binden, und diesertwegen die Kur verzögeren, oder wohl gar vereiteln. Den Meisten ist das Waschen mit dem Sublimatwasser und die Beobachtung der dabei nöthigen Umstände (§. 84. u. 102.) zu mühsam.

§. 106.

Diese beiden Unbequemlichkeiten (§. 104 u. 105.) fallen aber bei dem innerlichen Gebrauche des Sublimates weg, wie zu seiner Zeit gezeigt werden soll. Zu seiner Zeit, sage ich, weil zuvor, ehe hiervon geredet werden kann, die Lehre von dem innerlichen Gebrauche des Sublimats geliefert seyn muß.

Zehnter

Zehnter Abschnitt.

Von den Verfolgungen, welche der äusserliche Gebrauch des im Wasser aufgelösten Sublimats unterworfen wurde.

§. 107.

Nachdem die Schmierkur verbessert war (§. 8—14.), und vermittelst derselben nicht allein die venerische Seuche (§. 5.), sondern auch allerhand Hautausschläge (§. 22.) besieget wurden, nun das Sublimatwasser (§. 79.) aufkam, welches weit geringere Kosten (§. 101.) und Unbequemlichkeit (§. 102.) bewirkte, so war es zwar gut, daß auf diese Weise die Menschen überhaupt, vornämlich aber die Armuth (§. 101.), weit leichter wieder zu ihrer Gesundheit gelangen konnte, böse aber zugleich, daß hierdurch so vielen Aerzten und Wundärzten, welche sich vorzüglich mit der Schmierkur ernähret hatten, ein großer Zweig ihrer Nahrung und ihres täglichen Verdienstes genommen wurde. Was war nun für diese guten Leute, bei diesen Umständen zu thun? Sie klagten unter sich jämmer-

lich, vornämlich, weil sie fürchteten, die Heilart mit dem Waschwasser würde von Zeit zu Zeit zunehmen. So war jetzt die Sache in Wälschland und Frankreich, und an verschiedenen Orten in Deutschland beschaffen. In Paris, Neapel, Rom, Venedig, u. s. w., hörete man jetzt diese Seufzer. Unter diesen Umständen trat die Schlauigkeit zu diesen bedrängten Männern, und nun hörete man von ihnen Folgendes: „Wie die Aerzte sahen, „ daß die China ihnen die Kranken entzog, „ welche ihnen was eingebracht hatten: so „ verschrieen sie selbige als ein Gift, und das „ that gut. So müsset ihr es mit dem Sublimate gleichfalls machen. Die Männer, „ welche am Staatsruder sitzen, wissen eben „ so wenig, was Sublimat, als was China „ ist; aber sie haben doch das Vermögen zu befehlen, ob diese Mittel Gift oder Arzneien „ seyn sollen. Es kann euch nicht fehlen, „ wenn ihr einig seyd, diesen Männern nach „ euerm Belieben Nasen zu drehen. Einig „ müsset ihr in diesem Stücke aber seyn, denn „ diese Einigkeit wird durch euern allgemeinen Vortheil unterstützet. An Scheingründen, womit ihr alle und jede, die keine

„ gründliche

„ gründliche Aerzte sind, blenden könnt,
„ kann es euch nicht fehlen. Ihr braucht
„ euch nur auf das Vorurtheil des Alter-
„ thums und der Allgemeinheit zu gründen.
„ In der wissentschaftlichen Logik, in der
„ Rechenkunst, Geometrie, Naturlehre, und
„ der gründlichen Arzneigelahrtheit, gelten
„ zwar die meisten Stimmen nichts, nicht
„ das mindeste; aber in unseren Gerichten
„ und bei den Männern, welche das Staats-
„ ruder in den Händen haben, vermögen sie
„ alles. Es verstehet sich von selbst, daß
„ sich die Fieberrinde, und auch der Sub-
„ limat nach den Befehlen dieser gnädigen
„ Herren richten muß, und daß sie diese beiden
„ Mittel nach ihrem Belieben in Arzneien
„ und Gifte umschaffen können. Diese müsset
„ ihr nur gewinnen, und dann habt ihr den
„ Sieg in euern Händen. Wenn gleich hier
„ und da ein gründlicher Mann gegen euch
„ aufstehen sollte, so wird dieser doch, da er
„ die meisten Stimmen gegen sich hat, aus-
„ gelacht werden. So müsset ihr es an-
„ greifen."

§. 108.

Das gefiehl jetzt den bedroheten Aerzten und Wundärzten, welche das Gewitter über ihrem Haupte sahen. Nun hörte man von ihnen: „Das rohe Quecksilber wurde schon „allgemein von allen und jeden, ehe man „dessen Gebrauch auskundschaftete, vor „Einführung der Schmierkur, von den älte„sten Zeiten her, als ein unbedingtes Gift „betrachtet (§. 2.), und das war es auch. „Was ist aber dieses Gift, wenn man es ge„gen den Sublimat hält? Ein hundertmal „stärkeres Gift ist dieser. So scharf und „ätzend ist er, daß sich nur die Wundärzte „desselben bedienen, um das wilde Fleisch „aus den Geschwüren wegzuätzen (§. 76.). „Eingegeben frißt es in gar geringer Menge „den Magen an, und bringt auf der Stelle „um, da man hingegen von dem rohen „Quecksilber ein ganzes Pfund ohne Schaden „der Gesundheit herunter schlucken kann, eine „Heilart, welche von dem einen und andern „bei sehr hartnäckigen Verstopfungen, wenn „alles andere nicht helfen will, empfohlen „worden. Was wir hier gesagt haben,

„gründet

„ gründet sich auf zuversichtliche unläugbare „ Erfahrungen." So, sprachen die Schlauen, müsset ihr mit den Männern, welche das Ruder der Regierung in ihren Händen haben, reden. Sie mit einander pflegen die Wahrheit nicht gerne zu hören, aber dem Schmeichler, der nie widerspricht, ihre Gnade zu schenken. Sagt ihnen nur dreist, sie verstünden es. Vergöttert sie, und rühmet von ihnen, daß sie auch bei den Gezänken der Aerzte richtig entscheiden können. Das wird die Folge haben, daß sie alles so einrichten, wie ihr es wünschet.

§. 109.

So posaunte jetzt die Schlauigkeit, und dieses that gute Wirkung. Wenn man nur wenige einsichtige Männer ausnahm, so betrachtete das übrige Volk den Sublimat als ein abscheuliches unbedingtes Gift. Wer einen Einwurf machen wollte, den ließ der große Haufen nicht zum Worte kommen, sondern schrie sogleich: „Sehet, hier in den „Medizinalordnungen stehet der Sublimat „ unter den abscheulichsten Giften. Die „ Obrigkeit hat verboten, daß der Apotheker

„ ihn nicht anders, als unter der Hand eines
„ Arztes an irgend jemand soll verabfolgen
„ lassen dürfen. Solche Maasregeln hat die
„ Obrigkeit nehmen müssen, um dem Un=
„ glücke vorzubeugen, welches der Sublimat
„ so oft unter den Menschen gestiftet hat.

§. 110.

Auf diese Weise gewann nun die Schlauigkeit den Prozeß dermaßen, daß ich selbst als Arzt mich in meinen jungen Jahren gezwungen sahe, da, wo ich den Sublimat nöthig hatte, ihn unter einem andern Namen, den ich mit dem Apotheker abgeredet hatte, zu verordnen.

Eilfter Abschnitt.

Vom abgesüßten Quecksilber, und der Mercurial-Panacee.

§. 111.

Nachdem die Schlauigkeit den Sublimat glücklich verdrängt hatte (Zehnt. Absch.), fühlten es die nicht geblendeten einsichtigen Aerzte gewaltig, wie viel sie entbehrten. Sie äußerten jetzt den Wunsch: möchten wir doch an der Stelle des Sublimats ein anderes Mercurialmittel haben, welches eben so wirksam ist! „Der eine und andere Scheidekünstler ließ „sich jetzt hören: dazu wollen wir euch ver-„helfen, wenn ihr uns nur unterstützen „wollet. Die Schärfe des Sublimats hängt „von der damit verbundenen für sich un-„schädlichen Salzsäure (§. 63.) ab, welche „wir täglich in unserm Küchensalze genießen „(§. 64.). Wir wollen also dem Sublimat „mehr Quecksilber zusetzen. Das muß ihn „sowohl schwächen, als wenn man unter „das Sublimatwasser mehr Wasser gießet. „Wir wollen diesem Mittel dann einen neuen

„ Namen geben. Sowohl die Staatsmän„ ner als das Volk lassen sich in Ansehung „ der Arzneimittel leicht durch klug ausge„ sonnene Namen blenden, und dieses Kunst„ griffes wollen wir uns bedienen. Sie sollen „ denselben Sublimat, aber unter einem an„ dern schlau ausgesonnenen Titel, wieder „ haben, und dann wird alles mit uns und „ mit euch zufrieden seyn. So sprach der „ Chemiker.

§. 112.

Nun nahm dieser Mann drei Theile ätzenden Sublimat (§. 71.), zwei Theile rohes Quecksilber, und vereinigte diese beiden Stücke durch Reiben mit einander, so weit auf diese Weise die Vereinigung gehen wollte. Um sie vollständiger zu machen, setzte er dieses Gemisch ins Feuer, und trieb es eben so in die Höhe, wie er den Sublimat sublimiert hatte (§. 52. n. 3.). Auf diese Weise erhielt er nun in der That nichts anders, als einen Sublimat, in welchem mit der unschädlichen Salzsäure mehr Quecksilber, welches doch hier das Wesentliche des Giftes ausmachte (§. 80.), verbunden war.

§. 113.

So wie jetzt dieser neue Sublimat (§. præc.) aus dem Glase nach der Sublimation genommen wurde, fand es sich, daß sich äusserlich etwas Pulver daran gelegt hatte. Bei einer gehörigen Erforschung erkannte man, daß dieses Sublimattheilchen (§. 71.) waren, welche sich mit dem dazu gemischten Quecksilber nicht vereinigt hatten. Der Chemiker nahm das Rauhe von einer Feder oder einem Hasenfuße, und trennete diesen Staub von dem neuen Sublimate.

§. 114.

Dieser neue Sublimat (§. 112.) wurde nun noch zweimal in die Höhe getrieben. Weil jederzeit theils bei dem Sublimieren selbst, und theils durch die Trennung des Staubes (§. præc.), welcher nichts anders, als ätzender Sublimat war, davon verloren gieng, so blieb hier je länger je weniger von der Salzsäure mit dem Quecksilber verbunden.

§. 115.

Nun entstand aber die Frage: wie wollen wir dieses neue Mittel, welches sich in der

That von dem ätzenden Sublimate nur darin unterschied, daß es weniger (§. 112.) von der so heilsamen Salzsäure (§. 63.) in sich hielt, nennen? Ich wiederhole es, das Volk ist beisichtig, es sieht nicht auf die Sache, sondern auf den Namen; nicht auf den Mann, sondern auf den Rock, den er trägt, und daher muste dieses Mittel einen prächtigen Namen haben. — Man ward einig, dieses neue Mittel (§. 112—114.), abgesüßtes Quecksilber (Mercurius dulcis) zu nennen.

§. 116.

Es war also das von Natur so giftige Quecksilber abgesüßet. Der Namen verkaufte jetzt dieses Arzneimittel, und der Vortheil, der darauf gemacht wurde, bewog den Chemiker, noch ein anderes zu liefern, in welchem der ätzende Sublimat mit noch mehr rohen Quecksilbertheilchen verbunden wurde. Weil bei einer jeden Sublimation Theilchen des ätzenden Quecksilbers verloren giengen (§. 113. 114.), so gelangte er dazu, wie er das abgesüßte Quecksilber (§. præc.) noch viermal, und also das Ganze siebenmal durch das Feuer in die Höhe trieb.

§. 117.

Auch hier muste er seine Arbeit bezahlt bekommen. Wenn aber dieser Zweck erreicht werden sollte, so muste das Mittel einen noch prächtigeren, und stärker blendenten Namen, als abgesüßtes Quecksilber (§. 115.), bekommen. Glücklich kam man auf den Einfall, diese Arznei die Quecksilber-Panacee (panacea mercurialis) zu nennen. Jetzt wuste das Volk, was dieses für ein herrliches Mittel war!

§. 118.

Nachdem die Aerzte mit diesen Mitteln (§. 115 u. 117.) bekannt geworden waren, wollten sie hieraus, wie aus dem ätzenden Sublimate (§. 79.), ein Sublimatwasser verfertigen; allein nun fanden sie, daß sich das abgesüßte Quecksilber (§. 115.) und die Panacee (§. 117.) nicht, wie der Sublimat (§. 75.), im Wasser auflösen ließen. Das war ihnen eine unerwartete und zugleich unangenehme Entdeckung. Unangenehm war sie ihnen, weil sie jetzt, ohngeachtet des abgesüßten Quecksilbers und der Panacee, das

Waschwasser entbehren musten, welches sie aus dem ätzenden Sublimate zubereitet hatten (§. 79.), und welches bei mancherlei Krankheiten sehr herrliche Dienste gethan hatte (Acht. Absch.).

§. 119.

Was war jetzt in diesem Falle zu thun? Sie lösten den alten Sublimat im Kalkwasser auf, gaben diesem Gemische einen neuen Namen, tauften es aqua phagedaenica (§. 89.), und nun konnten sie den Sublimat doch wieder bei garstigen Geschwüren (§. 88.), aber mit verändertem Namen, gebrauchen.

§. 120.

Indessen benutzten die Chemiker die Einsicht, daß sich weder das abgesüßte Quecksilber, noch die Panacee im Wasser auflösen ließ (§. 118.), bei der Verfertigung dieser Mittel. Denn jetzt trennten sie ferner die Sublimattheilchen, welche sich bei der Verfertigung des abgesüßten Quecksilbers und der Panacee an selbe als ein Pulver anlegten, nicht ferner mit einer Feder oder einem Hasenfuße, sondern wuschen sie mit kaltem Wasser ab.

§. 121.

Nun auch etwas von den Heilkräften dieser beiden Mittel (§. 115 u. 117.). Mit dem abgesüßten Quecksilber (§. 115.) will ich anfangen, und wenn ich hiervon genug erzählt habe, mich auch zur Panacee (§. 117.) wenden.

§. 122.

Um das wilde Fleisch wegzuätzen, und unreine Geschwüre zu reinigen, und auszuheilen, vermochte das abgesüßte Quecksilber bei weitem nicht, was das aus dem ätzenden Sublimate zubereitete Wasser (§. 76. u. 88.) ausrichtete.

§. 123.

Das unter Fett gemischte abgesüßte Quecksilber tödtete die Läuse und Filzläuse so wohl, als das aus ätzendem Sublimate zubereitete Wasser (§. 79.), und die Mercurialsalbe (§. 2.).

§. 124.

Mit Fett vermischtes abgesüßtes Quecksilber, in die Haut eingerieben, wirkte ohn=

ohngefähr eben so, als die neapolitanische Salbe (§. 5.). Nicht minder erweckte es unter den gehörigen Umständen einen Speichelfluß. Zu vermuthen war dieses, da das abgesüßte Quecksilber, aus Quecksilber mit weniger Salzsäure (§. 112 u. 114.), als der Sublimat, bestand, diese Säure aber die Kräfte des Quecksilbers, den Speichelfluß zu erregen, nicht wegnimmt (§. 92. u. f.).

§. 125.

Auch hob sie, diese aus abgesüßtem Quecksilber zubereitete Salbe (§. præc.), äußerlich angewandt, die venerischen Krankheiten, welche die neapolitanische Salbe besiegete (§. 5.).

§. 126.

Weil dieses abgesüßte Quecksilber (§. 115.) auf der Zunge keinen Geschmack erregte, so vermuthete man, daß man es auch ohne Schaden würde eingeben können. Man machte jetzt die hieher gehörigen Versuche, und fieng mit der kleinsten Gabe an. Man stieg nach und nach, und fand, daß es in einer gehörigen Menge ein Purgieren erregte. Bis zu einem

einem halben Quentchen konnten es die Leute gemeiniglich vertragen.

§. 127.

Man fand ferner, daß es, als ein Purgiermittel (§. præc.) eingegeben, die Spulwürmer mannichfaltig tödtete, und abführte. Man verwunderte sich hierüber nicht sehr, da man wuste, daß das rohe Quecksilber für sich schon ein tödliches Gift aller Insekten war (§. 2.), das abgesüßte Quecksilber aber mehrentheils aus rohem Quecksilber bestand (§. 112 u. 114.).

§. 128.

Wenn man es in kleinen Gaben täglich eingab, in so kleinen, daß es keinen Durchfall erregte (§. 126.), dann aber hiermit anhielt; so erschien nach einigen Tagen gewöhnlich sowohl ein Speichelfluß, als dieser unter den gehörigen Umständen bei der Schmierkur (§. 2. u. 7.) erfolgte.

§. 129.

Gab man, nachdem der Speichelfluß erschienen war, täglich oder um den andern Tag

noch eine sehr kleine Menge, z. B. einen Gran, so ließ sich dieser Speichelfluß (§. præc.) eine geraume Zeit unterhalten.

§. 130.

Bei dem anhaltenden innerlichen Gebrauche dieses abgesüßten Quecksilbers wurden die Lustseuche und mancherlei andere große Krankheiten sowohl überwunden, wie dieß bei der Schmierkur geschahe (§. 5. 22.).

§. 131.

Nachdem man ausgekundschaftet hatte, daß sich die Lustseuche und mancherlei andere hartnäckige Krankheiten sowohl durch den innerlichen Gebrauch des abgesüßten Quecksilbers (§. præc.), als durch die Schmierkur heben ließen, so entzweyeten sich die Aerzte, indem der eine diese, der andere jene Heilart für vorzüglich hielt. Die Deutschen, weil in Deutschland das abgesüßte Quecksilber erfunden war, hielten es mehrentheils mit dieser Heilart. Die Wälschen und Franzosen hingegen mit der Schmierkur (§. 8. — 14.). Das Vornehmste, was ein jeder Theil für seine Meinung anführte, will ich hier, weil diese

Nach-

Nachrichten dem einen und andern doch nicht gleichgültig seyn werden, kurz anzeigen.

§. 132.

Die es mit dem innerlichen Gebrauche des abgesüßten Quecksilbers hielten (§. præc.), sagten: diese Heilart ist der Schmierkur vorzuziehen,

1) weil bei der Schmierkur manchmal an den Orten, wo man geschmiert hat, garstige Geschwüre, Beinfraß, ja wohl selbst der Brand entstehen (§. 11.); ein Umstand, welcher nicht selten den Kranken weggeraffet hat. Bei dem innerlichen Gebrauche des abgesüßten Quecksilbers fällt solches Unglück völlig weg, weil hiebei nicht geschmiert wird.

2) Manchmal hat sich noch nach Jahren, ein Theil des bei der Schmierkur eingeriebenen, und in die Blutmasse übergegangenen Quecksilbers in dem Körper, vornämlich in den Knochen abgesetzt, wieder gefunden: ein Umstand, welchen man nach dem Tode bei solchen, welche die Schmierkur vor Jahren gebraucht hatten, unterweilen bemerkte. Wie oft mag dieses wohl geschehen seyn, ohne daß es bemerkt ist? Die wenigsten Menschen werden

den nach dem Tode geöffnet. Hiervon haben wir bei denen, welche das abgesüßte Quecksilber gebraucht, kein Beispiel. Auch scheinet ein solcher Fall unmöglich zu seyn, weil bei dem innerlichen Gebrauche des abgesüßten Quecksilbers kein rohes Quecksilber, wie bei der Schmierkur (§. 15.), in die Blutmasse gebracht wird.

3) Gar nicht selten wird bei der Schmierkur der Speichelfluß so heftig, daß er ohngeachtet aller Vorkehrungen den Tod nach sich zieht (§. 7.).

4.) Der Gebrauch des abgesüßten Quecksilbers zerstöret das venerische Gift gründlicher, als die Schmierkur (§. 130.).

§. 133.

Auf diese vier Stücke (§. præc.) antworteten nun die, welche es mit der Schmierkur hielten, wie folget:

Was den ersten Punkt (§. 132. n. 1.) anlanget, wo von den Geschwüren geredet wird, welche an den eingeschmierten Orten entstanden, so ist es wahr, daß sich solche Geschwüre, Beinfraß und Brand (§. 11.), ehe man mit dieser Heilart gehörig bekannt war, oft

ein=

einstelleten; nachdem man aber jetzt mit dem Schmieren nur bei den Gelencken bleibt (§. 12. und 13.), hier gehörig abwechselt (§. 13.), und nur um den dritten Tag die Salbe einreibt, und nebenhin die Bäder gebraucht (§. 14.), fällt dieser Einwurf weg.

Was das zweite Stück (§. 132. n. 2.), nämlich die Absetzung und Trennung der bei der Schmierkur in die Blutmasse übergegangenen Quecksilbertheilchen betrifft, so ist dieß ein so seltener Fall, daß er keine Aufmerksamkeit verdient, deßwegen nicht verdienet, weil die Leute mit diesem abgesetzten Quecksilber noch sehr viele Jahre völlig gesund lebten, und man von dieser Sache nichts gewust haben würde, wenn man sie nicht von ohngefähr nach dem Tode entdeckt hätte. Dieses abgesetzte Quecksilber schadet der Gesundheit so wenig, als eine bleierne Kugel, welche in einer Wunde zugeheilt wird.

Was den dritten Punkt (§. 132. n. 3.), nämlich die Gefahr anlangt, welche der Speichelfluß bei der Schmierkur oft mit sich bringt, so ist diese bei der Anwendung des abgesüßten Quecksilbers eben so groß, wo nicht noch grösser (§. 128.). Wir behaupten, daß die Todes-

fälle aus dieser Ursache bei der Schmierkur nicht so oft vorkommen, als bei dem innerlichen Gebrauche des abgesüßten Quecksilbers; sie aber das Gegentheil. Wer hat hier Recht? Es ist noch unentschieden.

Nicht anders ist es mit dem vierten Punkte (§. 132. n. 4.) beschaffen. Wenn sie behaupten, der innerliche Gebrauch des abgesüßten Quecksilbers sey vorzüglich, wir dieses aber von der Schmierkur sagen; wer hat denn von uns beyden getroffen? Noch herrschet dieser Streit unter beyden Parteien, und wir beyden werden es wohl nicht erleben, daß er beigelegt wird.

Dieses mag nun hier von der Schmierkur, und dem Gebrauche des abgesüßten Quecksilbers hinreichen.

§. 134.

Nun sollte ich aber auch noch von dem Quecksilbermittel reden, welches den prächtigen Namen der Mercurial-Panacee (§. 117.) erhalten hat. Es mag hinreichen, den Leser zu erinnern, daß dieses Mittel nur aus weniger ätzendem Sublimate, und mehr rohem Quecksilber, als das abgesüßte Quecksilber,

besteher

bestehet (§. 116.), und dann noch hinzuzufügen, daß sich diese Panacee in allen Stükken unwirksamer, als das abgesüßte Quecksilber, als ein Würmmittel aber auch nicht vorzüglich bezeigte. Ich denke, daß der Leser die Ursache leicht rathen wird, wenn ich gleich davon schweige. Der prächtige Name ist keine Kraft eines Mittels, sondern nur ein Traum. Allein giebt es nicht noch Leute, welche an Träume glauben!

Zwölfter Abschnitt.

Vom innerlichen Gebrauche des ätzenden Sublimats.

§. 135.

Jetzt ist ausgemacht,

1) daß die Salzsäure für sich allein sehr herrliche Arzneikräfte (§. 63.) hat, äußerlich angewandt die garstigen Geschwüre vortrefflich reinigt, und zur Heilung bringt (§. 63.), innerlich eingenommen die Eßlust vermehret, die Verdauung befördert (§. 64.), und der Verderbniß der zur Fäulung geneigten Säfte widersteht (§. 66.).

2) In der gehörigen Menge mit ihrem Laugensalze verbunden, unser gewöhnliches Küchensalz (§. 64.) abgiebt, welches gehörig gebraucht, nicht allein die Speisen angenehmer und schmackhafter macht, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit des menschlichen Leibes sehr vieles beiträgt (§. 64.).

3) Hingegen mit dem Quecksilber gehörig durch die Sublimation verbunden, den ätzenden Sublimat (§. 71. u. 72.), der sich im blo-
sen

sen Wasser vortrefflich auflösen läst (§. 75.), darstellet.

4) Daß sich dieses Wasser bei der Reinigung garstiger Geschwüre ungemein wirksam bezeiget, und sie mannichfaltig vortrefflich zur Heilung bringt (§. 88. u. 90.).

5) Daß das abgesüßte Quecksilber in der That nichts anders, als der ätzende Sublimat ist, welcher mit mehr Quecksilbertheilchen verbunden worden (§. 112.-115.), und wo dann diese Quecksilbertheilchen im Wasser nicht mehr auflösbar sind (§. 118.).

6) Daß die Mercurial-Panacee entstehet, wenn noch mehr Quecksilbertheilchen, als bei der Verfertigung des abgesüßten Quecksilbers geschieht, mit den Theilchen des ätzenden Sublimats verbunden werden (§. 116.), und die Panacee diesertwegen noch weniger, als das abgesüßte Quecksilber, im Wasser auflösbar ist (§. 118.).

7) Daß dieses abgesüßte Quecksilber und die Panacee, äusserlich bei garstigen Geschwüren und Wunden angewandt, in Ansehung der Reinigung und Heilung derselben bei weitem das nicht thun, was der im Wasser aufgelöste ätzende Sublimat (§. 122.) bewirket.

8) Daß man das abgesüßte Quecksilber und die Panacee innerlich gebrauchen kann, da sie in hinlänglicher Menge Purgiermittel abgeben, welche zugleich die Spulwürmer zu tödten und abzutreiben pflegen (§. 126. u. 127.). Daß sie aber,

9) wenn man sie täglich in kleinen Gaben nehmen läst, sowohl einen Speichelfluß erwecken (§. 128.), als dieser sich bei der Schmierkur (§. 2. u. 7.), und bei einem hinlänglich starckem Gebrauche des Sublimatwassers einfindet (§. 92. u. f.). Ein Umstand welcher überzeuget, daß in allen diesen Fällen Quecksilbertheilchen in die Blutmasse übergegangen seyn müssen. Und endlich

10) daß in allen dreyen Fällen das venerische Gift getilget, und die mit harten venerischen Krankheiten behafteten mehrentheils wieder hergestellt wurden (§. 5, 97, 98, 130.). Dieses sind nun lauter Dinge, welche im Vorhergehenden dargethan worden.

§. 136.

Bei solchen Umständen, da man gewiß wuste, daß sich der aufgelöste ätzende Sublimat bei der Reinigung und Ausheilung mancher-

mancherlei garstiger Geschwüre, bei welchen das abgesüßte Quecksilber und die Panacee nichts ausrichteten, sehr heilsam und wirksam bezeigte (§. 122.); so war es wohl ganz natürlich, daß den Aerzten auch die Frage beifiel: sollten wohl die Theilchen des ätzenden Sublimats, wenn dieses Mittel eingegeben wird, und dann ferner sowohl, als das abgesüßte Quecksilber, in die Blutmasse übergeht, hier nicht mehr ausrichten, als wie die in die Blutmasse übergegangenen Theilchen des abgesüßten Quecksilbers, der Panacee, und des rohen Quecksilbers? Dieses ließ sich nun aber nicht anders beantworten, als wenn man die Natur befragte, sie um Unterricht bat, und in dieser Absicht die gehörigen Versuche anstellte.

§. 137.

Hierbei fragte es sich zuerst: Wie werden wir wohl den ätzenden Sublimat (§. 71.) sicher eingeben können? Die Antwort war: da sich dieses Mittel in hinreichendem Wasser auflösen, und dieses Wasser nach Belieben sich ferner durch mehr Wasser verdünnen läßt (§. 75.); man aber hiervon tropfenweise

kann einnehmen lassen, so haben wir einen gebahnten Weg, durch Versuche, ohne das Mindeste dabei zu wagen, zu erforschen, und festzusetzen, wie viel der Mensch von dem im Wasser aufgelösten ätzenden Sublimat sicher, ohne Schaden zu fürchten, einnehmen, vertragen, und nicht vertragen kann.

§. 138.

Unter den Aerzten, welche die hieher gehörigen Versuche anstellten, war Boerhaave, wenn er nicht der erste war, doch zuversichtlich einer mit von den ersten. Seine Worte heißen im zweiten Theile seiner Chemie unter dem Titel Mercurius sublimatus: „Sapor hujus Vitrioli terribilis austerus. Granum unum aquae uncia dilutum dat remedium cosmeticum prudenter usurpantibus. Venenum omnium insectorum cutaneorum simplici lotura. Si drachma talis misturae, Syrupo violaceo mitificata, potatur bis, terve, in die, mira praestat in multis morbis incurabilibus. At prudenter a prudente Medico! Abstine, si methodum nescis!“

§. 139.

§. 139.

Was Boerhaave hier (§. præc.) vom Sublimatwasser bei seiner Schminke gesagt hat, ist aus der Ursache merkwürdig, weil es verschiedene Hautausschläge im Angesicht vortrefflich tilget. Ich habe mehrmalen in kurzer Zeit hiermit dasjenige ausgerichtet, was andere sehr berühmte in dieser Absicht angepriesene Mittel in Jahr und Tag nicht vermochten. Es ist kein unsicherers Mittel, wie die Bleymittel.

§. 140.

Es ist bekannt, daß das Pockengift mit Quecksilber vermischt, seine ansteckende Kraft verlieret, dermassen, daß es unter diesem Umstande zur Einimpfung ungeschickt wurde. Es hatte also die Kraft, die Schädlichkeit des Pockengiftes zu mindern. Dieses nebst der Uiberlegung, daß sich das Sublimatwasser so sehr gut bei bösartigen Geschwüren bezeiget (§. 88.), nebst der Erinnerung, daß es Boerhaave unter die Schminkwasser zählt (§. 138.), bewogen mich nun, selbiges, um die Pockengruben im Angesichte zu verhindern,

 bei

bei dieser Krankheit anzuwenden. Der Erfolg war erwünscht. Hier mag Herr Professor M. von Erfahrungen reden. Ich erspare eine fernere Nachricht, bis ich dereinst von der Kur der Pockenkrankheit reden werde.

§. 141.

Bei der Gelegenheit, wo Boerhaave von dem innerlichen Gebrauche des Sublimatwassers redet (§. 138.), meldet er zugleich, man solle dieses Mittel nicht gebrauchen, wenn man sich nicht zuvor mit der Methode bekannt gemacht hätte: Abstine, si methodum nescis, heißt es. Ich weiß nicht, warum er nicht gemeldet hat, man müsse, ehe man es des Morgens nimmt, zuvor etwas getrunken, und irgend eine oder zwei Mundvoll Brod gegessen haben, diese Arznei dürfe nicht in einen leeren Magen kommen. Hierin bestand seine Methode. Warum mag er hiervon doch wohl eine Heimlichkeit gemacht haben?

§. 142.

Noch merket Boerhaave von dem im Wasser aufgelösten Sublimat an, daß dessen Geschmack

schmack abscheulich widerwärtig (terribilis austerus) sey (§. 138.). Hierin steckte es, warum er den Veilchen-Syrup mit dem Sublimatwasser vereinigt hatte (§. 138.). Vermuthlich war er auf diesen Gedanken verfallen, weil das rohe Quecksilber keinen Geschmack hat, die mit dem Quecksilber vermischte Salzsäure aber für sich allein, mit Veilchen-Syrup versetzt, und mit Wasser gehörig verdünnt, eine gar angenehme Arznei abgiebt, welche zu seiner Zeit bei den Schwämmen im Munde häufig angewandt wurde (§. 63.). Allein bei dem aufgelösten Sublimate fiel der Geschmack ganz anders aus. Hier hob der Syrup den widrigen Geschmack nicht, und er blieb so abscheulich, daß man diesertwegen oft die Kur, ohngeachtet die Besserung des Kranken augenscheinlich war, aufgeben mußte.

§. 143.

Unter den ausgezeichneten Schülern eines Boerhaave gehörten van Swieten und de Gorter. Beide habe ich persönlich gekannt. De Gorter war mein Lehrer. Van Swieten ward demnächst Leibarzt des Kaisers in Wien,

de

de Gorter aber Leibarzt der Kaiserin in Rußland.

Wie de Gorter in Harderwieck, wo ich mich in meinen jungen Jahren aufhielt, lehrte, bedauerte er, daß man das von Boerhaaven aus dem Sublimate verfertigte Mittel (§. 138.) seines sehr widrigen Geschmacks wegen mehrentheils die gehörige Zeit nicht fortsetzen könne. Ich fragte ihn, warum man aus dem ätzenden Sublimat nicht, wie aus dem abgesüßten Quecksilber, Pillen verfertige, und erhielt die Antwort: "Der Sublimat läßt sich zwar im Wasser, aber nicht „ wohl in einer Pillenmasse gleichförmig „ verbreiten. Pillen daraus zubereiten zu „ lassen, ist der Nachläßigkeit wegen, welche „ oft in den Apotheken vorfällt, zu gefähr„ lich. So viel hat Boerhaave nicht gewagt, „ und so viel wage auch ich nicht.

§. 144.

Eine geraume Zeit nachher, nachdem ich die hohen Schulen verlassen hatte, erhielt ich die Nachricht, daß Sanchez von Petersburg aus nach Paris mitgebracht hätte, man heile in Siberien durch den innerlichen

Gebrauch

Gebrauch des im Kornbrandtwein aufgelösten Sublimats die venerischen und manche andere große Krankheiten. Diese Mischung sollte bei weitem nicht so widrig seyn, als die von Boerhaave vorgeschlagene (§. 138.). Sanchez sollte diese Nachricht dem Freiherrn van Swieten mitgetheilt, dieser aber diese Heilart in dem einen und andern Hospitale in Wien eingeführt haben. Ich las demnächst bewunderungswürdige Kuren, welche dieses Mittel bewirkt haben sollte, in Wiener Nachrichten. Wirkliche Krebse sollte es gehoben und ausgeheilet haben.

§. 145.

Zu dieser Zeit, ohngefähr vor 40 Jahren, ersuchte mich eine meiner Verwandtinnen, wegen einer in der rechten Brust erhaltenen Verhärtung, welche schon schmerzhaft geworden war, und also den offenen Krebs drohete, um meinen Beistand. Sie hatte schon mancherlei, aber alles vergebens, gebraucht. Ich verordnete ihr den im Brandtwein aufgelösten Sublimat (§. præc.). Die Verhärtung und der Schmerz hatten nach drei Wochen merklich abgenommen; allein

sie

sie weigerte sich, dieses Mittel fortzusetzen. Lieber! sprach sie, will ich sterben! Da ich jetzt die gute Wirkung des Sublimats bei meiner Kranken gesehen hatte, und ich dessen Gebrauch, da er im Brandtwein aufgelöst war, nicht fortsetzen konnte, so faßte ich den Entschluß, ihn in Pillen zu geben. Es fiel mir bei, wie ich ihn sowohl gleichförmig durch Pillen, als im Wasser verbreiten könnte. Ich will, dachte ich, den Sublimat im Wasser auflösen, und dann mit diesem Wasser die Pillenmasse anfeuchten lassen. Ich begriff es, daß auf diese Weise der Sublimat nothwendig durch die Pillenmasse gleichförmig verbreitet werden muste, und daß dieses nicht anders geschehen konnte.

§. 146.

Hierin also, daß man nicht, wie bei dem abgesüßten Quecksilber, den Sublimat zerreibt, und unter eine Pillenmasse mischet, sondern ihn auflöset, und dann mit diesem Wasser die Pillenmasse anfeuchtet (§. præc.), alles durch einander knätet, und dann die Pillen formet, bestehet meine Methode, den Sublimat in Pillen innerlich zu geben. So

viel ich weiß, hat ihn keiner vor mir in Pillen verordnet.

§. 147.

Ja, wird mancher sagen, das ist aber doch eine Sache, wozu sehr wenig Verstand gehörte. Ich gebe es zu. Die Entdeckung mag so klein seyn, als sie will, so ist sie doch so beschaffen, daß Boerhaave, van Swieten, de Gorter, Sanchez, und wer weiß noch, wie viele Aerzte sie wünschten. Sie hat nicht so viel auf sich, als wie Columbus zeigte, auf was Weise man ein Ey könnte auf der Spitze stehend machen.

§. 148.

Nachdem ich bis hieher (§. 145. u. f.) gekommen war, fragte es sich, was soll es aber für eine Pillenmasse seyn, unter welche ich den Sublimat vertheilen will. Ich wählte hierzu ausgetrocknete Semmelkrummen, womit ich das Sublimatwasser vermischen, und hieraus demnächst Pillen machen ließ (§. 146.). Die Ursache, warum ich diese wählte, bestand in folgenden Stücken:

1) Wie

1) Wie durstig solche ausgetrocknete Brodkrummen das Wasser aufnehmen, zeigte sich bei den Oblaten, womit wir die Briefe zumachen, und welche gleichfalls aus dem Mehle bestehen. Diese gepülverten Semmelkrummen waren also sehr geschickt, das Sublimatwasser einzunehmen.

2) Die Pillenmasse sollte keinen Geschmack und keinen Geruch haben, also keinem Kranken zuwider seyn. Auch diese Eigenschaft traf ich bei den Brodkrummen an.

3) Die Pillenmasse sollte keine Arzneikräfte haben, welche die Wirksamkeit anderer Arzneimittel verändern konnten. Hierdurch behielten die Pillen die Eigenschaft, daß sie gröblich gepülvert, als Pillen, mit mancherlei Dingen geschickt vermischt werden konnten.

Hier ist nun auch die Formel:

℞. Mercurii sublimati corrosivi scrupulum
dimidium
Aquae pluvialis vel destillatae q. s.
Trituratione misceatur exacte
adde
Micae panis triticeae exsiccatae
scrupulos decem.

Affunde huic solutionem mercurialem, misce exacte, fiat inde massa, qua formentur pilulae numero 100.

Die ausgetrockneten gepülverten Brodkrummen nehmen das Sublimatwasser durstig ein, und indem dieses dann ferner durcheinander geknätet, in Pillenmasse verwandelt wird, so entstehet nothwendig eine gleichförmige Mischung der Sublimatauflösung mit den Brodtheilchen.

§. 149.

Wenn die Leute keine Pillen nehmen wollten, oder konnten, so ließ ich sie zu einem groben Pulver stoßen, mit Zucker und etwas Zim-

metöhl, u.s.w., vermischen, und dieses Pulver dann trocken nehmen.

§. 150.

Von diesen Pillen (§. 148.) konnte ich nun auch nach Belieben unter allerhand andere Pulver mischen lassen, ohne daß die Arzneikräfte durch die Pillenmasse verändert wurden.

§. 551.

Ich ließ, wenn die Pillen des Morgens genommen wurden, zuvor, wie es die Leute gewohnt waren, Thee oder Kaffee trinken, dann nach den Umständen den einen oder anderen Mund voll Brod nach Boerhaavens Methode nachessen (§. 141.). Weil der Magen des Nachmittags oder Abends nicht leer ist, und auch zu dieser Zeit die Pillen genommen werden sollen, so ist diese Vorsicht nicht nöthig.

§. 152.

Ich finde bei dem einen und andern, daß man vorgegeben hat, der Sublimat würde bei der von mir vorgeschlagenen Zubereitung der Pillen (§. 148.) nicht gehörig mit dem Bro-

de vermischt. Ich begreife es nicht, wie dieses einsichtigen Männern hat beifallen können. Wie der weiße Zucker das Wasser, so nehmen die gepülverten Brodkrummen das Sublimatwasser auf (§. 148. n. 1.).

§. 153.

Auch weiß ich, daß der eine und andere gesagt hat, ich ließe meine Sublimatpillen aus Milchbrodkrummen, welche ich mit Sublimatwasser anfeuchten ließe, verfertigen. An welchem Orte habe ich wohl ein Wörtchen von den Milchbrodkrummen geredet?

§. 154.

Daher mag es gekommen seyn, daß einigen beigefallen ist, von meinen Sublimatpillen zu sagen, sie löseten sich in dem Magen nicht auf, sondern giengen unaufgelöst wieder weg. Wenn dieses der eine und andere gefunden hat, so waren die Pillen zuversichtlich nicht nach der Vorschrift (§. 148.) gemacht. Ich mag nicht zanken.

§. 155.

Indessen wird die Nachricht, wie man sogleich finden kann, ob die Pillen gehörig zubereitet sind, oder nicht, doch manchem nicht unangenehm seyn. Wenn man über einige von diesen Pillen in einer Theeschale oder auf einem Teller Wasser schüttet, so wird man finden, daß sie unter einer Stunde aufgequollen sind. Will man sie dann aus dem Wasser wegnehmen, so bekommt man zwischen die Finger keine Pillen mehr, sondern einen Brei. Bei dieser Eigenschaft der Pillenmasse ist es doch wohl unmöglich, daß sie in dem warmen Magen nicht sollten aufgelöset werden, und unaufgelöset von dem Menschen wieder weggehen. Wo ist eine richtigere und zugleich leichtere Probe, als die hier angegebene, ob die Pillen gehörig verfertigt worden sind, oder nicht?

§. 156.

Wenn ich unter diesen Umständen Mohnsaft, Kampfer, u. s. w., neben den Pillen gerne gegeben hätte, so konnte ich dieß jetzt gar leicht, ohne ein neues Rezept zu verschreiben,

ben, bewirken (§. 150.). Auch konnte ich ein solches Mittel des Morgens, Nachmittags oder Abends nebenhin nach meiner Wahl und nach den Umständen verordnen.

§. 157.

Nun wird man aber noch fragen, warum ich die Sublimatpillen Pilulæ majores genannt habe? Wegen des Vorurtheils, welches gegen den ätzenden Sublimat unter dem Volke herrschte, getraute ich mir nicht, sie Sublimatpillen zu nennen. Weil ich aber doch noch manchmal das abgesüßte Quecksilber, vornämlich wenn ich Spulwürmer in Verdacht hatte (§. 127.), und auch in der Pockenkrankheit, in dieser Absicht verordnete, so nannte ich diese Pillen Pilulæ mercuriales minoris, die Sublimatpillen aber pilulæ mercuriales majoris virtutis. Weil beide stark gebraucht wurden, so nannte das Volk die ersten, um sich kürzer auszudrücken, Pilulæ minores, die anderen aber majores. Weil ich mich um die Nahmen wenig bekümmerte, so ließ ich es hierbei. Jetzt weiß man also, wie diese Namen entstanden sind. Das

Volk hat hier getauft, und ich habe es dabei gelassen.

§. 158.

Nachdem ich jetzt gezeigt habe, wie die Sublimatpillen entstanden sind (§. 145. u. f.), und wie sie die Namen Pilulæ majores (§. præc.) erhalten haben, so sind von diesen Sublimatpillen noch zwei Sachen zu zeigen übrig,

1) Die Sicherheit und Unschädlichkeit ihres Gebrauchs, wenn sie unter den gehörigen Umständen (§. 151.) gegeben werden, und dann

2) daß ihre Arzneikräfte das abgesüßte Quecksilber (§. 115.) und die Panacee (§. 117.) unter jeden Umständen weit übertreffen. Einem jeden dieser Stücke will ich einen besondern Abschnitt widmen.

Dreizehnter

Dreizehnter Abschnitt.

Die Sublimatpillen sind ein minder gefährliches und unschädliches Arzneimittel, als die Pillen aus dem abgesüßten Quecksilber, aus der Panacee, und als das rohe Quecksilber in der Salbe bei der Schmierkur.

§. 159.

Was die Schlauigkeit für Mittel anwandte, den äußerlichen Gebrauch des Sublimatwassers zu verfolgen, davon habe ich bereits etwas im Vorhergehenden erzählt (Zehnt. Abschn.); und hiervon wird zu seiner Zeit noch mehr vorkommen. Ein jeder wird hieraus leicht vermuthen, daß die Sublimatpillen (§. 148.) kein besseres Schicksal betroffen habe. Diese Vermuthung ist gegründet. Ein und anderes hieher gehöriges will ich jetzt erzählen.

§. 160.

Einigen ist es beigefallen, den Pillen nachzusagen, der darin enthaltene Sublimat griffe mit der Zeit, und bei einem anhalten-

den Gebrauche, den Magen an. Laßt uns erforschen, in wie weit ein solcher Einfall wohl Grund haben kann? Was ist der ätzende Sublimat wesentlich? Er ist Quecksilber mit Salzsäure verbunden (§. 71. u. f.). Das wenige Quecksilber, womit hier die Salzsäure verbunden ist, greift doch wohl den Magen nicht an, weil man hiervon ein ganzes Pfund, ohne daß dieses geschiehet, herunschlucken kann.

§. 161.

Vielleicht aber, daß die Salzsäure des Sublimats (§. 71. und 72.) den Magen angreift. Sie steckt in der Menge in unserm gemeinen Küchensalze (§. 64.), welches wir täglich genießen. — Der Unterschied zwischen beiden Mitteln besteht nur darin, daß die Salzsäure im Küchensalze, mit einem Laugensalze (§. 62. u. 64.), im Sublimat aber mit Quecksilbertheilchen (§. 71.) verbunden ist. Wer bei diesen Umständen noch behauptet, daß die Salzsäure im Sublimat nach und nach den Magen angreife; der beantworte mir die Frage; warum greift eben diese Säure, wenn sie mit dem Küchensalze täg-

lich

lich genossen wird, den Magen nicht an? So wenig geschieht dieses, und so wenig ist sie der Gesundheit nachtheilig, daß sie vielmehr zur Erhaltuug der Gesundheit erfordert wird (§. 64.). Ich wiederhole es hier, wir haben Beispiele, wo zwo Armeen gegen einander standen, es der einen an Brod und Fleisch, der andern aber an Salz fehlte, und diese feindlichen Armeen sich entschlossen, zu tauschen, und demnächst beiden geholfen war (ibid.). So unschädlich ist die Salzsäure für sich.

§. 162.

Bei solchen Umständen (§. 160. u. 161.) ist die Einbildung, daß die Sublimattheilchen mit der Zeit den Magen angreifen können (§. 160.), eben so lächerlich, als wenn man sich dieses von unserm gemeinen Küchensalze vorstellen wollte. Beide, das Küchensalz und der Sublimat, sind in Wasser auflösbar (§. 68. und 75.), und so wie die darin befindliche Salzsäure aufgelöset ist, bleibt sie nicht in dem Magen, sondern gehet daraus in die Därme, und dann ferner in die Blutmasse über, oder wird mit dem Stuhlgange weggeschafft.

§. 163.

Es fehlt daher nicht an häufigen Beispielen, wo Kranke die Sublimatpillen von Zeit zu Zeit, Jahr und Tag abwechselnd fortsetzten, und von hartnäckigen Krankheiten, ohne daß der Magen dabei im mindesten, eben so wenig, als bei dem Gebrauche des Küchensalzes, gelitten hätte, hergestellt wurden.

§. 164.

Nachdem die Schlauigkeit hiermit (§. 160.) nichts ausgerichtet hatte, so verfiel sie auf den Gedanken, vorzugeben: die Sublimatpillen schadeten der Lunge, und brächten unterweilen Lungensucht und Auszehrung zuwegen.

§. 165.

In dieser Absicht (§. præc.) führte sie nun Beispiele an, wo der eine und andere die Sublimatpillen (§. 148.) gebraucht, und dann über kurz oder lang mit der Lungensucht behaftet worden war. Wenn sie nun aber aus diesen Beobachtungen folgerten: also haben die Sublimatpillen die Lungensucht verursacht, so taugte dieser Schluß nicht. Denn die

die Erfahrung lehret, daß ohngefähr der sechste Mensch von denen, welche in ihrem ganzen Leben keine Sublimatpillen genommen haben, ja an einigen Orten noch mehr, an der Lungensucht umkommen.

§. 166.

Wenn man bei solchen Umständen (§. præc.) ausmachen will, ob die Sublimatpillen zuweilen die Lungensucht erregen (§. 164.), oder nicht, so muß man eine gleiche Menge solcher, die die Sublimatpillen gebraucht haben, gegen eine gleiche Menge anderer, welche sie nicht gebraucht haben, halten, demnächst aber erforschen, von welchen mehr unter übrigen gleichen Umständen lungensüchtig wurden. Wenn man aber so verfährt, so findet man, daß von denen, welche die Sublimatpillen gebraucht haben, gewiß nicht mehr demnächst unter ähnlichen Umständen mit der Lungensucht behaftet werden, als von den übrigen.

§. 167.

Wenn man aber ferner auf die, welche des venerischen Giftes wegen mit der Lungensucht behaftet wurden, sein Augenmerk richtet, so

findet

findet man, daß von diesen noch manche durch die Sublimatpillen nebst einer Milchdiät gerettet wurden, da hingegen die übrigen, welche sich der Natur überließen, mit einander umkamen. So weit ist es also gefehlt, daß die Sublimatpillen die Lungensucht hervorbringen, da sie viel mehr zuweilen das einzige und beste Mittel sind, diese Krankheit zu besiegen.

§. 168.

Es ist daher mit dem Sublimate ohngefähr, wie mit der China, beschaffen. Noch in diesem Jahrhunderte muste auch diese oft Wassersuchten und Schwindsuchten erregen; da sie doch das kräftigste Mittel war, diese Krankheiten, wenn sie durch die Materie der Wechselfieber unterhalten wurden, zu besiegen. Ich habe hiervon in der Vorrede zum zweiten Theile von den Pocken hinlänglich geredet. Wenn es irgendwo, so ist es in der Arzneigelahrtheit wahr, daß der Arzt, wenn er nicht irren will, die logischen Regeln vor Augen haben muß. Nur nach diesen richtet sich die Natur. Oft schließt man aber: Der Mann starb in dem Mondenschein

schein, drum muß der Mond wohl Ursach seyn.

§. 169.

Auch vermuthe ich, daß man aus dem Vorhergehenden jezt leicht die Ursache einsehen wird, warum das in dem Sublimat enthaltene, und in die Blutmasse übergegangene Quecksilber nicht, wie bei der Schmierkur, abgesetzt werden kann (§. 132. n. 2.). Denn bei dieser wird das rohe im Wasser nicht auflösbare Quecksilber, bei dem Gebrauche der Sublimatpillen aber, nur im Wasser auflösbares Quecksilber (§. 75.) in die Blutmasse gebracht.

§. 170.

Noch ist bei dem durch den Sublimat erregten Speichelfluß anzumerken, daß dieser nie so heftig wird, und von so gefährlichen Folgen ist, als wenn er entweder bei der Schmierkur oder durch das abgesüßte Quecksilber erregt wird (§. 2.7, 128.). Gewöhnlich gehet er in wenigen Tagen ohne alle weitere Umstände selbst vorüber.

§. 171.

Auch ist hievon die Ursache gar leicht einzusehen. Dann nicht erregt die Salzsäure, sondern das Quecksilber den Speichelfluß (§. 2.). Von diesem Quecksilber wird aber ungleich weniger bei dem Gebrauche der Sublimatpillen, als bei dem Gebrauche des abgesüßten Quecksilbers (§. 112.), oder der Schmierkur (§. 15.), in die Blutmasse gebracht, und kann also leichter vermittelst der Natur durch die reinigenden Organen wieder weggeschafft werden.

§. 172.

Noch ist es wahr, daß man keinen durch eine übertriebene Menge der Sublimatpillen plötzlich umbringen kann, ob dieses gleich vermittelst des Sublimatpulvers gar leicht geschiehet. Ich will die Geschichte erzählen, die mich mit dieser Wahrheit bekannt machte. Der sel. Herr Medizinal-Rath und D. Retenbacher kam in Münster zu mir, und benachrichtigte mich von einem sehr großen Schrecken, in welchen er an diesem Morgen versetzt worden war. Er hatte einem gemeinen Bürger eine halbe Unze Sublimatpillen ver-

verschrieben, und verordnet, daß er hievon Morgens, Nachmittags und Abends jedesmal fünf Stücke nehmen sollte. Wie aber der gemeine Mann manchmal denkt, nämlich viel hilft viel, wenig hilft wenig, so dachte auch dieser Bürger. Er entschloß sich daher, die Pillen mit einander auf einmal zu nehmen. Er trank Thee mit Milch nach, und nun entstand Erbrechen. Er trank mehr nach, und beförderte dieses Erbrechen. Wie mein Freund diese Geschichte hörte, erschrack er. Wie er aber demnächst überlegte, daß diese Pillen, so bald soviel davon aufgelöset war, als zur Erregung des Erbrechens erfordert wurde, dann aber die noch nicht aufgelösten, und noch nicht wirksam gewordenen Pillen wieder ausgebrochen werden mußten, so begriff er, daß der in den Pillen enthaltene Sublimat, wenn er gleich ungemischt umgebracht haben würde, doch in den Pillen nicht umbringen konnte. Ich denke, daß jetzt ein jeder begreifen wird, daß man unter ähnlichen Umständen mit einer noch so großen Menge von Sublimatpillen nicht mehr würde umbringen können.

§. 173.

Hiermit schließe ich nun das, was ich von dem sicheren Gebrauche des in Pillenmasse (§. 148.) gebrachten Sublimats habe sagen wollen, und wende mich zur Untersuchung, ob diese Sublimatpillen in Besiegung mancher Krankheiten wirksamer sind, und mehr vermögen, als die Schmierkur (§. 15.), das abgesüßte Quecksilber (§. 115.), und die Panacee (§. 117.).

Vierzehnter Abschnitt.

Einige Beispiele, welche ferner bezeugen, wie irrig es manchmal ist, wenn man sich einbildet: viel hilft viel, aber wenig hilft wenig.

§. 174.

Wenn es irgendwo, so fehlet es in der Arzneikunde an wissenschaftlichen Einsichten. So wie hier der Bürger schloß: viel hilft viel, wenig aber wenig (§. 172.), so geschieht dieses täglich im gemeinen Leben. Wie leicht man aber in diesem Falle irret, davon will ich hier das eine und andere Beispiel anführen. Alles ist lehrreich, was Denken lehrt, und Irrthümer zerstört.

§. 175.

Ein Wundarzt sprach: Denken sie doch, dem Manne habe ich nur wenige Tage nach einander einen einzigen Gran abgesüßtes Quecksilber gegeben, und nun verfiel dieser in einen Speichelfluß; das geschahe hier, da doch andere nicht selten zwanzig und mehr Grane ohne einen solchen widrigen Erfolg

nehmen (§. 126.). Er erhielt zur Antwort: Hätten sie diesem Menschen eine grössere Gabe Quecksilber, wie andere, gegeben, so würde auch dieser in keinen Speichelfluß verfallen seyn, sondern das eingegebene Quecksilber würde einen Durchfall erregt haben (§. 126.). Sie irren gar sehr, wenn sie glauben, daß kleine Gaben von einem Mittel nur geringere, aber keine andere Wirkungen hervorbringen.

§. 176.

Weil dieser Wahn so sehr gemein ist, so will ich hiervon noch ein Paar Beyspiele liefern, ob selbige gleich nicht zur Lehre vom Sublimat gehören. Es war an meiner Tafel, wo H. seinen Freund fragte: wollen sie nicht von meinem vortrefflichen Spaniol versuchen? Er erhielt die Antwort: ich bin kein Liebhaber vom Niesen. Ich niese sogleich, wenn ich nur auf Spaniol rieche. Ich danke ihnen. H. sagte ihm nun: wenn ich will, so niesen sie nicht, wenn sie auch noch so viel Schnupftaback nehmen. Bey dieser Nachricht verwunderte sich die ganze Tafel, welche aus mehr als 10 Personen bestand. Er

öffnete

öffnete seine Schnupftabacksdose, der andere nahm, um sicher zu gehen, eine gute Gabe, schnupfte sie, und es erfolgte kein Niesen. Er nahm noch einmahl und abermahl, allein er konnte kein Niesen erzwingen. Die ganze Tafel verwunderte sich, und schrieb, was sie hier sah, einer verborgenen Einrichtung des H...... zu. H...... lachte, die Tafel bat um Aufklärung, er versprach sie auf den folgenden Abend. Wie an diesem Abend die Tafel wieder zusammen gekommen war, zog H...... seine Schnupftabaksdose wieder hervor, und sagte dem andern, wenn sie jetzt nur auf meine Dose riechen, so sollen sie niesen. Ich will es haben. Der andere roch auf den Spaniol, nahm aber keinen, und niesete. Nun verwunderte sich die Tafel noch mehr, als am vorigen Abend. Die Tafel bat um Aufklärung, und erfuhr von H...... Folgendes: Mit dem Riechen ist es, wie mit dem Fühlen, beschaffen. Das geringere Wirken in mancherlei empfindliche Theile bringt einen unerträglichen Kitzel hervor, das stärkere Wirken aber nicht. Wen die Läuse beißen, den juckt es, und um diese unangenehme Empfindung zu vertreiben, kratzt

 man

man sich. So ist es auch mit dem Kitzeln beschaffen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Schnupftaback; wenn er in großen Gaben genommen wird, so erregt er kein Niesen. Und nun wissen sie die Ursache, warum der Herr da heute, als er auf den Spaniol roch, nicht aber gestern Abend, als er ihn nahm, niesete.

§. 177.

Ich war neugierig, zu wissen, ob es auch mit dem Euphorbium dieselbige Bewandtniß (§. præc.) haben würde. Ein junger Mensch stieß dieses Mittel in einer Apotheke um, der Staub flog ihm in die Nase und in die Augen; die Theile geschwollen, und er hatte einige Stunden lang Schmerzen, aber er niesete nicht ein einzigmal.

§. 178.

Brechmittel in kleinen Gaben genommen, vermehren nur die peristaltische Bewegung des Magens, befördern daher den Umlauf der Säfte, und die unmerkliche Ausdünstung; da hingegen grössere ein Purgieren erwecken.

erwecken. So verhält es sich, man mag entweder den Kermes minerale, die Zinkblumen, oder den Brechwein, den Erbrechen machenden Weinstein, die Ruhrwurzel, u. s. w., geben. Wichtig! sehr wichtig sind diese Anmerkungen für angehende Aerzte, und fürnemlich, wenn, wie ich voraus sehe, der Anfang von einer wissenschaftlichen Arzneikunde endlich sollte gemacht werden.

Fünfzehnter Abschnitt.

Das Sublimatwasser und die Sublimatpillen übertreffen an Wirksamkeit in sehr vielen Fällen die Schmierkur und die Arzneimittel, welche aus dem abgesüßten Quecksilber und der Panacee verfertigt werden.

§. 179.

Um das, was diese Ueberschrift sagt, deutlich zu machen, will ich nur durch Beispiele unterrichten. Ich wähle diese, weil ich dem Leser dabei zugleich die Kunstgriffe zeigen kann, welche die Schlauigkeit erdachte, um die Wahrheit zu verdunkeln. Am Ende wird es sich zeigen, daß das, was ich hier von der Schlauigkeit erzählen werde, für die Allgemeinheit und die Welt eben so lehrreich ist, als alles übrige. Was werde ich aber gewinnen, wenn ich hier der Schlauigkeit den Mantel abnehme, und sie in ihrer wahren Gestalt zeige? Ich weiß es nicht, wohl weiß ich aber, daß ich es mit den Menschen, meinen Brüdern, gut meine.

§. 180.

Vor ohngefähr vier Jahren ließ mich ein gewisser Herr in Mainz an einem Vormittage begehren. Er zeigte mir an seinem Vorderarme einen Ausschlag. So wie ich ihn erblickte, verkündigte ich, daß es die unter sich fressenden Flechten (Herpens exedens) seyen, daß dieser Ausschlag nicht, wie die gemeine Krätze, anstecke, und daß er vermittelst des Sublimatwassers, wenn er es gehörig brauchen würde, in kurzer Zeit getilgt seyn könne. Ich erhielt die Antwort: "Sublimatwasser? Sublimat ist ein Gift, und „ nimmermehr werde ich zugeben, daß Gift „ an meinen Leib komme." So sprach dieser Kranke, weil noch jetzt, der Sublimat sey ein abscheuliches Gift, die gewöhnliche Sprache der Aerzte in Mainz war.

§. 181.

Ich wandte jetzt die besten Mittel, welche ich kannte, und von anderen in dieser Krankheit angerühmt waren, vergebens an, und demnächst muste sich dieser Kranke doch bequemen, wenn er wieder hergestellt seyn wollte,

das Sublimatwasser zu gebrauchen. Weil er bei selbigem furchtsam war, so zog sich die Genesung viel länger hinaus, wie ich sonst gewohnt war. — Das mag von dieser Krankengeschichte hinreichen.

§. 182.

Nun zu einem andern Falle. Ich wurde von Münster zu einer kranken Dame nach D. berufen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, daß ein Hauptmann in D., der an einer harten periodischen Engbrüstigkeit litte, sehr bedauert wurde. Er konnte diesertwegen seinen Dienst nicht mehr versehen, und hatte die Erlaubniß erhalten, seine Stelle an einen andern Officier zu verkaufen. Er freuete sich über diese Erlaubniß, weil er seinem Tode entgegen sah, und er seiner Frau auf diese Weise doch etwas hinterließ. Sein Arzt B. erzählte mir, daß dieser Officier in diese Engbrüstigkeit verfallen sey, weil er bei einem Ausschlage, welchen er vor 3 Jahren an einer Seite der Brust hatte, eine Salbe, vermuthlich eine Mercurialsalbe, von seinem Kompagnie-Wundarzte an dem Orte des Ausschlages eingerieben habe. Demnächst vergieng

gieng zwar der Ausschlag, kam aber von Zeit zu Zeit wieder. Wenn er sich zeigte, so fand der Officier in Ansehung der Engbrüstigkeit Erleichterung, wenn er wieder wich, so wurde auch das Athemholen beschwerlicher. Ein griechisches Wort, welches Metastasis heißt, mußte hier anstatt der aufgeklärten Wahrheit gelten. Mein Freund ersuchte mich um meine Meinung, was ich von der Krankheit hielt, und meinen Rath. Ich antwortete ihm, meine Vermuthung sey, daß die Materie des Ausschlages zu der Zeit, wenn der Ausschlag äußerlich erschien, auslaufe, und weggeschafft werde. Hingegen aber, wenn sie nicht nach außen ausfließen könnte, nothwendig, wie das eingeriebene Queckfilber und andere äußerlich angewandte Mittel, in die Blutmasse übergehen müßte, von hier aber vermittelst der Lunge, diesem vornehmen reinigenden Organ, abgesondert würde, in die Lunge wirke, und dann den kurzen Athem errege. Ich brachte Gründe vor, welche diese meine Meinung unterstützten. Mein Freund war mit mir einverstanden, fragte aber zugleich: was halten sie dafür, wie diesem Uebel abzuhelfen wäre? — — Nicht anders, außer, wenn

man die fernere Erzeugung der Materie des Ausschlages verhindert. Denn geschieht dieses, so kann sie nicht mehr in die Blutmasse übergehen, zur Lunge gebracht, hier getrennt werden, und den kurzen Athem erregen. — — Ganz gut. Wie wäre dieser Endzweck aber zu erreichen? — — — Ich würde die Brust an den Orten, wo jetzt noch der Ausschlag von Zeit zu Zeit hervorkömmt, mit Sublimatwasser waschen lassen, und auf diese Weise diesen Ausschlag mit seiner Wurzel tilgen. — — — — Das wage der Henker! Dieses so sehr verschriene Gift (§. 107. u. f.) sollte ich anwenden? Gott bewahre mich! Ein solcher Thor bin ich nicht. Ich muß auch für meine Ehre und mein Brod sorgen. — — — Also wollen sie die Wohlfahrt ihres Kranken der Schlauigkeit aufopfern? Ich erhielt keine Antwort, und hiermit hatte diese Unterredung ein Ende.

§. 183.

Ich reisete nach einigen Tagen wieder von D. nach Münster. Nach ohngefähr zween Monaten erhielt ich einen Brief von meinem Freunde, worin er mir die Herstellung des

Officiers

Officiers mit dem Zusatze meldete: er dient jetzt wieder, und sein Freund, dem er seine Stelle verkauft hatte, ließ ihm solche großmüthig wieder über. Die Nachschrift des Briefes hielt die Bitte in sich, daß ich keinem sagen möchte, was der Kranke gebraucht habe. Er schrieb: jetzt redet man aller Orten sehr rühmlich von mir und dieser Kur, da man mich gewiß verschreien würde, wenn man wüßte, daß ich Sublimat gebraucht habe.

§. 184.

Hier verlasse ich jetzt das Sublimatwasser, und wende mich zu einigen Fällen, welche deutlich zeigen werden, daß der innerliche Gebrauch der Sublimatpillen (§. 148.) das abgesüßte Quecksilber an Wirksamkeit oft weit übertrifft.

§. 185.

Wie ich Anfangs, als der vorige Kurfürst von Kölln Höchstseel. Andenkens in Münster als Fürst und Bischof erwählet war, hier als Leibarzt angenommen wurde, hielt sich ein vornehmer Herr, der mit einem Tripper behaftet war, bei Hofe auf. Weil er nicht wollte, daß

dieses

dieses jemand merken sollte, so aß und trank er bei der Tafel alles, was andere zu sich nahmen. — Dieses machte, daß sich der Tripper in die Länge zog. Unter diesen Umständen hörte er in einer Gesellschaft, daß man den Tripper loß würde, wenn man einer schwangern Frau beywohnte. Er glaubte dieß als eine sichere Nachricht. — Bei Hofe befand sich eine junge artige Frau eines Bedienten in diesen Umständen. Dukaten bewirkten die Untreue gegen ihren Gatten, und überwogen diesesmal ihre Rechtschaffenheit. Der Herr behielt seine Krankheit, die Frau ward aber angesteckt. Sie wuste anfangs nicht, was ihre Krankheit war, kam ins Kindbett, behielt ihr Uibel, und dieses schlug in die völlige Seuche aus. Sie zog jetzt zween geschickte Aerzte, den Bonnischen Leibarzt des Kurfürsten, und noch einen Arzt aus Münster zu Rathe. Diese verordneten ihr das abgesüßte Queckſilber, und Plumers Pillen, nebst einem Holztranke. — Ohngeachtet des ordentlichen Gebrauchs dieser Mittel nahm das Uibel je länger je mehr zu. Sie fragte diesertwegen ihre beyden Aerzte, ob sie nicht erlauben wollten, daß sie auch mich zu Rathe

ziehen

ziehen dürfte, erhielt aber die Antwort: Hoffmann braucht Gift in dieser Krankheit, und mit einer solchen Heilart wollen wir nichts zu schaffen haben. Ich wurde also nicht zu Rathe gezogen. Nach einigen Wochen waren ihr das Mundsegel, Zäpfchen und Gaumen angefressen, und die Mittelwand in der Nase verzehrt. Jetzt dachte sie: da ich finde, daß ich von einem Tage zum andern schlimmer werde, und doch nichts als den Tod vor Augen sehe, so will ich es wagen, und K. Leibarzt Hoffmann, ohngeachtet er Gift braucht, begehren. Jetzt erklärte sie sich ihren beiden Aerzten. Diese kamen nicht wieder, und ich wurde um meinen Beistand ersucht. Ich verordnete ihr die Sublimatpillen, und ließ ihr ihren Holztrank fort trinken. Nach wenigen Wochen war sie so weit hergestellt, als möglich war. Als möglich war, sage ich, denn das weggefressene Zäpfchen, die verzehrte Mittelwand der Nase, der beschädigte Gaumen, und den daher rührenden Mangel der deutlichen Sprache, konnte ich ihr nicht wieder geben.

§. 186.

Das vorhergehende Beispiel (§. præc.) betrifft aus sehr vielen andern nur einen Fall, wo der innerliche Gebrauch des abgesüßten Quecksilbers unzulänglich war, die Sublimatpillen aber noch retteten. Nun will ich auch aus vielen andern einen erzählen, wo jene Pillen eine venerische Krankheit, bei welcher die Schmierkur (§. 8. — 14.) zweimal vergebens angewandt war, überwanden, und die Gesundheit wieder herstellten.

§. 187.

Ich war von Münster einer Patientin wegen nach Kölln berufen, und hier suchte mich der Gr. H. auf. Er war vor etwa einem Jahre nach vorhergegangenem bösartigen Saamenflusse in die Lustseuche verfallen, und um hiervon befreiet zu werden, nach Paris gereist. Hier brauchte er die Schmierkur mit den Bädern (§. 14.) unter dem Beistande der geschicktesten Aerzte, die er haben konnte. Nach zwey Monaten war sein Gliederreißen, und die übrigen Zufälle zwar gemindert, aber noch nicht gehoben. In Paris machte man

ihm

ihm die Hoffnung, daß sich das übrige jetzt auch nach und nach geben würde. In dieser Hoffnung reiste er ab. Um nichts zu vernachläßigen, nahm er einen Arzt von Paris mit, der jetzt das übrige besorgen, und die Pariser Aerzte benachrichtigen sollte. Sein Uibel verschlimmerte sich wieder. Von Paris erhielt er jetzt die Nachricht, daß er wieder, dahin zurückkommen, und die Schmierkur (§. 8 — 14.) noch einmal brauchen müste. Er folgte, brauchte die Schmierkur noch einmal. Uibrigens war der Erfolg aber genau, wie das vorigemal. Nachdem er sein warmes Zimmer, die Bäder, die strenge Diät (§.9, 10, 13.) verlassen hatte, und die freye Luft wieder genoß, verschlimmerten sich die Umstände von neuem. Es wurde wieder nach Paris geschrieben, und nun erhielt er die Antwort: daß er abermal dahin reisen, und hier die vorige Kur gebrauchen müste; doch mit dem Zusatze, daß ihm die Fakultät die Genesung nicht versprechen könnte, indem bei einigen die Krankheit unheilbar sey. Unter diesen Umständen war ein Domherr aus B. bei ihm, der mich in Münster gekannt hatte, unter andern die Geschichte von der

Frau

Frau wußte, wovon ich zuvor (S. 185.) erzählt habe. Dieser Domherr hatte den Grafen bewogen, mich in Kölln aufzusuchen. Bei meinem Besuche zeigte er mir seine letzte Antwort aus Paris. Er klagte sehr über unausstehliches Gliederreißen, hatte unter andern vor der Stirne drei verhärtete Auswachsungen (Gumma), weswegen sein Hut über anderthalb Zoll weiter war, u. s. w. Nachdem ich die Umstände erwogen hatte, erklärte ich mich, mit dem Zusatze, daß ich nach wenigen Tagen wieder nach Münster abreisen würde, und ihn da erwartete, um mit ihm die Kur vorzunehmen. Nach acht Tagen, nachdem ich wieder in Münster angelangt war, traf der Gr. hier ein. Seine beiden Bedienten hatten Mühe, ihn eine Treppe hoch auf sein Zimmer zu bringen. Ich wurde gerufen, und bei meiner Ankunft bat er mich sehr anliegend, ihm den Mohnsaft zu geben. Dieses Mittel, ließ er sich hören, brauche ich jetzt seit zwei Monaten täglich, und nichts, als dieses kann meine Qual und Schmerzen lindern. Ich verdanke ihm mein Leben. Ich überlegte, daß der jetzt von der Reise so sehr ermüdete, und entkräf-

tete Graf auch ohne Mohnsaft schlafen würde, und noch an diesem Abend ließ ich ihn die Sublimatpillen anfangen. Ich verordnete sie zugleich auf die folgenden Zeiten, nebst einem Trank aus der wahren Sarsaparille. Den Mohnsaft ließ ich weg, weil sich bei dessen Gebrauch leichter ein Speichelfluß einstellet, nur bei Durchfällen und solchen Umständen, wo er angezeigt ist, pflege ich ihn nebst den Pillen zu verordnen. Wie ich am folgenden Tag den Herrn Grafen besuchte, rühmte er die Pillen ungemein. Nicht habe ich, hieß es, in vier Wochen eine so gute Nacht gehabt, als diese. Er schrieb es den Pillen zu, was seiner Ermüdung von der Reise, und dem guten Bette gebührte. So verkehrt urtheilt der Mensch oft!

§. 188.

Nach drei Wochen war dieser kranke Herr dahin gekommen, daß er schon wieder eine halbe Stunde mit vor der Stadt spazieren gieng. Sein Gliederreißen war jetzt zwar völlig verschwunden, ich ließ ihn aber so lange fort brauchen, bis nichts mehr von den verhärteten Auswachsungen vor der Stirne

übrig war. So weit war er im dritten Monate gelangt.

§. 189.

Uibrigens erhellet aus der zuvor angeführten Krankengeschichte (§. 187.) nicht allein, daß der innerliche Gebrauch der Sublimatpillen (§. 148.) manchmal viel wirksamer, als die Schmierkur (§. 8 — 14.), zur Tilgung des venerischen Giftes ist, sondern auch, daß der Mohnsaft, bei eingewurzelter Krankheit, zwar die Schmerzen mindern, auch wohl die Ausdünstung befördern kann (§. 50.), übrigens aber nichts vermag. Manchmal sind Gegenanzeigen da, welche dessen Gebrauch neben den Sublimatpillen verbieten, manchmal aber nicht. Hiervon auf ein andersmal mehr.

§. 190.

Diese wenigen Beispiele (180, 184, 185 u. 187.) von der Wirksankeit der Sublimatpillen zur Ausrottung des venerischen Giftes mögen hinreichen. Jetzt wende ich mich also auch zu Beispielen, wo diese Pillen in anderen Krankheiten erwünschte Hilfe leisteten.

§. 191.

Zu Mainz gieng vor ein Paar Jahren ein Kaufmann aus B. herum, der sich hier wegen eines Nasengeschwürs schon länger, als ein Jahr aufgehalten, und Verschiedenes gebraucht hatte. Abgesüßtes Quecksilber war in der Menge angewandt. Sein Uibel hatte bis hieher je länger je mehr zugenommen. Nicht allein war jetzt die ganze Nase weggefressen, sondern ringsumher fühlte man auch eine Verhärtung, welche sich bis an die Augenwimpern erstreckte. Unter diesen Umständen wandte er sich endlich zu mir. Ich bat den Herrn Prof. M., diesen gründlichen Arzt, die Kur zu übernehmen. Er stellte diesen Kaufmann vermittelst der Sublimatpillen (§. 148.) in einigen Wochen in so weit wieder her, wie möglich war. In so weit, wie möglich war, sage ich, denn nicht allein waren seine Geschwüre geheilt, sondern die Verhärtungen verschwunden, die weggefressene Nase konnte er ihm aber nicht wiedergeben.

§. 192.

Nun noch zu einer anderwärtigen Geschichte, welche in Mainz gleichfalls sehr bekannt ist. Eine vornehme Dame bekam eine kleine Verhärtung an der rechten Brust. Sie zeigte mir dieses Knötchen, welches die Grösse eines Knickers, womit die Kinder zu spielen pflegen, haben mochte. Ich untersuchte alle Umstände, und nachdem ich diese erwogen hatte, schlug ich ihr die Sublimatpillen vor. Sie antwortete mir, was mir jener Herr bei seinen Flechten antwortete (§. 180.), nämlich: Sublimat ist Gift. Sie gieng. Ich weiß es zuversichtlich, daß sie demnächst von Zeit zu Zeit das abgesüßte Quecksilber, das aus demselben ätzenden Sublimate, aber mit mehrerem Quecksilber, bestand (§. 112.), ohne alle Umstände nahm, weil die Schlauigkeit dieses Mittel abgesüßtes Quecksilber (§. 115.) getauft hatte. Worin die Absüssung bestand, verlangte sie nicht zu wissen, genug, daß sie glaubte, zu erkennen: Sublimat sey ein abscheuliches Gift, abgesüßtes Quecksilber aber ein verändertes und unschädlich gemachtes Quecksilber.

§. 193.

Sie entschloß sich jetzt, und ließ aus der Ferne eine ihr angerühmte aus Spiesglas verfertigte Arznei kommen, und brauchte sie. Der Knote in der Brust vergrösserte sich. Sie kam jetzt wieder zu mir, befragte mich. Ich wuste ihr aber nicht besser zu rathen, als das zu wiederholen, was ich ihr schon vordem (§. præc.) gerathen hatte. Weil ihr aber Aerzte in Mainz einmal den Wahn glücklich beigebracht hatten, Sublimat sey ein Gift (§. præc.), so wurde mein Rath verworfen. Sie nahm indessen doch noch von Zeit zu Zeit abgesüßtes Quecksilber, und ich weiß nicht, was noch mehr nebenhin. Der Knote vergrösserte sich noch mehr, und nun faßte sie den Entschluß, ihn ausschneiden zu lassen. Hierzu entschloß sie sich, aber zum Gebrauche der Sublimatpillen konnte sie sich nicht entschließen. Jetzt ließ sie einen sehr berühmten und sehr einsichtigen Wundarzt aus Strasburg, den Herrn Marschal, kommen. Dieser verrichtete die Operation, und heilte demnächst die Wunde in kurzer Zeit aus. So wie dieß geschehen war,

kam sie nach Aschaffenburg, wo sich zu der Zeit der Hof aufhielt, brachte den ausgeschnittenen Knoten im Weingeiste mit, und zeigte mir ihn. Ich wünschte der Dame Glück. — —

Eine kurze Zeit nachher kam diese Dame zu mir auf mein Zimmer, und ließ mir ihre linke Brust fühlen. Auch hier befand sich jetzt wieder der Anfang eines solchen Knotens. Er mochte irgend die Grösse eines kleinen Knickers haben. Sie ersuchte mich um meinen Rath. Ich wuste ihr keinen andern zu geben, als die Sublimatpillen nebst der Sarsaparille zu gebrauchen. Viel lieber entschließe ich mich, und lasse auch diesen Knoten durch das Messer wegnehmen, war die Antwort. So sehr war diese sonst kluge Dame noch gegen das Wort: Sublimat, eingenommen. Ich sage mit Fleiß gegen dieses Wort; denn unter dem Namen des abgesüßten Quecksilbers hatte sie ihn oft verschluckt (§. 192.). Ich antwortete ihr: wie wenn Ew. Erzellenz aber demnächst auch wieder solche Verhärtungen unter den Armen, und noch an anderen Orten bekommen? Dieses brachte sie zum Nachdenken, und ich erhielt

hielt die Antwort: ich will es überlegen, und ihnen meine Entschließung wissen lassen. O ihr Vornehmen! bildet euch doch ferner hin nicht ein, daß die Schlauigkeit minder mit euch, als mit anderen, ihr Spiel treibt! Wann werdet ihr doch endlich einmal sehend werden?

Jetzt befragte sie den Amtsarzt in Aschaffenburg. Dieser versicherte die Dame, daß er die Sublimatpillen oft verordnet, aber noch nie üble Folgen davon gesehen habe. Es mag wohl seyn, daß diese Nachricht die Dame bewog, wieder zu mir zu kommen, und meinen Rath einzuholen. Sie erklärte sich jetzt, daß sie die Sublimatpillen gebrauchen wollte, erzählte mir aber zugleich, daß sie eine nothwendige Reise zu thun habe, und fragte: ob sie die Pillen auch wohl auf der Reise nehmen könnte? Ich antwortete ihr, daß die Reise der Kur nicht hinderlich seyn würde, sie möchte nur ihre Pillen fortsetzen. Sie that dieses, kam nach einigen Wochen wieder, und ihre Verhärtung in der Brust war verschwunden. Sie lebt nach dieser Zeit, so viel ich weiß, bis auf den heutigen Tag vollkommen gesund.

§. 194.

Ich habe bei Gelegenheit dieser Geschichte gesagt, daß ich dieser Dame die Sublimatpillen anrieth, nachdem ich alle Umstände überlegt hatte (§. 192.). Dieser Nothwendigkeit will ich hier eine einzige Krankengeschichte widmen. Ein junger Arzt, der als Amtsarzt in einer Grafschaft angeordnet war, kam in Münster zu mir, und bat mich um meinen Rath. Seine Krankengeschichte war folgende. Er hatte einen verhärteten Knoten in der rechten Wange, gieng mit diesem Knoten auf hohe Schulen, und hier wurde dieser Knoten bereits im ersten Vierteljahre schmerzhaft, brach demnächst auf, und hinterließ eine Fistel, welche nach aussen aufgebrochen, und jetzt mit einem kleinen schwarzen Pflaster bedeckt war. Nachdem er die hohen Schulen wieder verlassen, und sich die ganze Zeit über mit diesem Schaden gequält hatte, kam er, wie gesagt, zu mir, bat mich um meinen Rath. Ich fragte ihn: haben sie vielleich allernächst an dem Orte ihrer Fistel einen faulen Zahn? — — — Nichts weniger, ich habe ganz gute Zähne.

— — Er=

— — Erlauben sie mir, sie zu sehen. Ich fand seine Zähne dem äusserlichen Ansehen nach vollkommen gut. Ich nahm jetzt einen Schlüssel, und klopfte an seine Zähne. Wie ich an den Zahn der oberen Kinnlade kam, bei welchem sich die Fistel allernächst befand, zog der junge Mann den Kopf zurück, hielt mit der Hand die Gegend der Fistel, und klagte über Schmerz. Ich rieth ihm, diesen Zahn wegnehmen zu lassen. Er gieng von mir, und noch an diesem Tage ließ er den Zahn in Münster ausziehen. Nach zweien Monaten sahe ich ihn wieder, seine Fistel war ohne alle weitere Umstände ausgeheilet, und genesen.

§. 195.

Welches Arzneimittel würde ihm hier (§. præc.) haben helfen können? Was würde hier der Sublimat ausgerichtet haben? — Durchaus nichts. Der ungesunde Zahn, der den Fistelschaden unterhielt, muste weggenommen werden.

§. 196.

Wie es im vorhergehenden Falle (§. 194.) beschaffen war, so ist es, auch oft mit allerhand verhärteten Drüsen und Scropheln geartet. Die Sublimatpillen heben dergleichen mannichfaltig vortrefflich, und wenn ein venerisches Gift daran Schuld ist, so mögen sie wohl das erste in der Welt seyn. Wenn die Scropheln anderwärtige Ursachen haben, welche durch andere Mittel besser besiegt werden, als durch Sublimat, so müssen selbige auch vorzüglich seyn.

§. 197.

Noch ist wahr, daß in allen Fällen, wo Knochenschäden und Beinfraß von einer venerischen Ursache herrühren, und unterhalten werden, der Sublimat (§. 71.) das vorzüglichste unter allen Arzneimitteln sey. Von dessen vortrefflichen Wirkungen habe ich einige Krankengeschichten, welche in Erstaunen setzen, von dem ausserordentlich einsichtigen Herrn Marschal aus Straßburg erhalten. Ich überlasse diesem geschickten Manne selbst,

dereinst

dereinst davon zu reden. Genug, daß ich dieses hier angezeigt habe.

Jetzt glaube ich, daß man mich verstehen wird, wenn ich im Vorhergehenden sagte: ich verordnete, nachdem ich alles umständlich gehörig erwogen hatte (§. 192.).

An diesem Orte hätte ich Gelegenheit von einem jungen Grafen, der einen Beinfraß von einer venerischen Ursache hatte, und mir aus der Ferne zugeschickt war, zu erzählen. Die Verfolgung gieng aber so weit in Mainz, daß ich den Gebrauch des Sublimats aufgeben muste, wodurch dieser junge Graf doch demnächst noch, wie mir anderwärtige Nachrichten sagen, seine Gesundheit wieder erhalten hat. — Ich mag hier eine Wunde nicht wieder aufkratzen, welche mir die Schlauigkeit sehr geschickt beigebracht hatte, die aber jetzt ausgeheilet ist. Was könnte ich hier nicht erzählen!

§. 198.

Aus demjenigen, was ich bis hieher gesagt habe, erhellet nun hinlänglich, daß die gehörige Anwendung des Sublimats manchmal krebshafte Geschwüre zwar glück-

lich

lich überwindet (§. 193.), und ihre Verhärtungen zertheilt, dennoch aber dieses nicht jederzeit geschieht. Auch hiervon will ich noch ein Beispiel anführen.

Die linke Brust einer Gräfin war schon seit zwei Jahren mit einem Krebsschaden behaftet gewesen. Schon vor einem halben Jahre war dieses Uibel als ein solches, bei welchem die Operation nicht mehr Statt haben konnte, von geschickten Männern beurtheilt, weil schon zu der Zeit die Achseldrüsen unter dem linken Arme verhärtet, und schmerzhaft waren. Wie sie bei mir Hilfe suchte, fand ich nicht allein die linke Brust sehr geschwollen, und verhärtet, sondern auch die unter der linken Achsel aufgelaufenen Achseldrüsen so empfindlich, daß sie diesertwegen den linken Arm in einem angehängten Tuche zu tragen gezwungen war. Ich erklärte mich, daß ich bei diesen Umständen nichts versprechen könnte; verordnete ihr aber doch die Sublimatpillen. Die Geschwulst der Drüsen unter dem Arme nahm ab, dermaßen, daß sie diesen Arm ohne Schmerzen wieder hin und her bewegen konnte, die krebshafte Geschwulst der Brust

nahm aber zu, brach auf, und die Gräfin starb hieran in F.

Occesio celeris, sagt Hippokrates. Wenn das Haus bereits in vollem Brande steht, so ist das Löschen, welches anfangs wirksam gewesen seyn würde, vergebens.

§. 199.

Nun noch zu einigen Krankengeschichten, welche hieher gehören. Eine Frau kam im ersten Jahre, nachdem ich mich in Münster niedergelassen hatte, aus W. zu mir, und klagte, daß es ihr in dem Herunterschlucken, vornämlich des Getränks, unterwegens in der Gegend der Speiseröhre stehen bliebe, nicht sogleich in den Magen gienge, dieses eine Zeit lang nachher erfolgte. Gelegentlich war es jetzt, daß sie Kaffee trank, und von diesem sagte, daß er gleichfalls nicht in den Magen gienge, sondern unterwegens aufgehalten würde. Eine kurze Zeit nachher, als sie die Schaale Kaffee getrunken hatte, sprach sie, jetzt gienge der Kaffe herunter. Ich habe es deutlich gefühlt. Dieses sind die Umstände, welche anzeigen, daß in der Speiseröhre eine Verhärtung enthalten sey, und bekannt ist es, daß

selbige

selbige jederzeit den Tod nach sich ziehe, zuweilen aber in älteren Zeiten das Quecksilber noch gerettet habe. Weil ich zu der Zeit nichts besseres wuste, so verordnete ich das abgesüßte Quecksilber. Die Kranke starb aber ohngefähr drey Monate nachher. Nach dieser Zeit, da ich mit den Sublimatpillen bekannt geworden war, habe ich sie in diesem Falle verordnet, und zweimal haben sie mir erwünschte Hilfe geleistet; ich will erzählen.

§. 200.

Ein Herr, bei dem eine solche Verhärtung oben in der Speiseröhre befindlich war, wurde durch den äusserlichen Gebrauch des Sublimatwassers, womit er die Gegend des Halses alle Tage 3mal wusch, wieder hergestellt.

§. 201.

Eine Geschichte, welche das schwere Gehör betraf, und wobei die Sublimatpillen und das Sublimatwasser vortreffliche Dienste thaten. Ein Mann kam zu mir, und klagte über Taubheit. Ich zog ihm die Ohren, so wie man zu thun pflegt, wenn man tief in

selbige hineinsehen will. Ich glaubte, hier etwas zu erblicken, und vermuthete, daß es ein Pfropf von gesammeltem Ohrenschmalze seyn möchte. Wie sollte so ein Pfropf aber wohl entstanden seyn? So wie in der Nase durch die Feuchtigkeit manchmal hier ein Pfropf, den man mit den Fingern herauszunehmen pflegt, entstehet, so erwächst ein solcher Pfropf aus den Feuchtigkeiten, welche sich in das Ohr ergießen. Besonders leicht geschieht dieses, wenn, wie ich aus der Erfahrung weiß, in dem Ohrgange kleine Geschwürchen sind, welche hier eine Feuchtigkeit absetzen. Nachdem dem Kranken Sublimatwasser gegen zehen bis zwölf Tage eingespritzt war, kam ein Pfropf, der sich im Ohre gebildet hatte, hervor. Der Wundarzt vermuthete anfangs, es müsse irgend eine mit Ohrenschmalz getränkte Baumwolle seyn; so dachte er, weil er nicht wuste, daß aus unseren Säften durch das Gerinnen und Ausdufsten solche Pfropfe erwachsen können. So wie der Pfropf heraus war, hörte dieser Kranke wieder.

§. 202.

§. 202.

Wenn ein in dem Ohre befindliches Geschwür daran Schuld ist (§. præc.), so ist wirklich zum Einspritzen das Sublimatwasser, welches sich bei alten Geschwüren von jeher so sehr empfohlen hat (§. 88.), vor allen andern vorzüglich.

Auch wird man in diesen Fällen nicht übel thun, wenn man die Sublimatpillen des Abends nebenhin nehmen läßt, weil sie mannichfaltig zur Ausheilung solcher Geschwüre nicht wenig beitragen (§. 191.).

§. 203.

Mit Vergnügen denke ich noch daran, daß ich einem Kinde von ohngefähr 7 Jahren, welchem täglich eine verdorbene Feuchtigkeit aus beiden Ohren floß, und dann diesertwegen harthörig war, auf die zuvor beschriebene Weise (§. 201.) in zweien Monaten seine Gesundheit und sein Gehör wieder geschenkt habe.

§. 204.

Noch eine sehr merkwürdige hierher gehörige Geschichte. Ein Adlicher hatte fünf Kinder, und diese waren mit einander von der Kindheit an taub. Einer von diesen Söhnen wurde nach Wien geschickt, um da die Fingersprache zu lernen; ein anderer, der aber nur harthörig war, und in Mainz die Rechten hörte, aber seiner Harthörigkeit wegen seine Lehrer nicht recht verstehen konnte, wurde vom sel. D. M. auf mein Ersuchen behandelt, und er erhielt auf die zuvor angegebene Methode (§. 201.) durch den Gebrauch der Sublimatpillen am Abend (§. 202.), und des Einsprizens in der Zeit von drey Wochen sein Gehör so vollkommen wieder, daß er jetzt im Collegio nachschreiben konnte.

§. 205.

Ich habe im Vorhergehenden gesagt, nachdem ich die Ursache erforscht hatte (§. 192.); so pflege ich es auch bei der Harthörigkeit zu machen. Gar nicht selten geschieht es, daß des Eustachs Hörgang (Tuba Eustachii) verstopft ist, sich in selbigem eine verdickte

Feuchtigkeit befindet; da dann unterweilen ein solches Schneuzen, wobei die Luft im Munde zusammengedrückt wird, erwünschte Hilfe schafft. Es ist bekannt, daß einige den Tabacksrauch aus dem Munde durch das Ohr weggehen lassen können, wenn sie den Rauch mit der Luft im Munde zusammendrücken. Hieraus ist begreiflich, warum das wiederholte Schneuzen in dem Falle, wo Sausen und Brausen in den Ohren, und Harthörigkeit von einer in dem Hörgange enthaltenen Verstopfung herrührt, manchmal hilft, auch sogar dann hilft, wenn das blosse Einspritzen in das Ohr nicht hinreicht. Wer aber solche Kranken zu besorgen erhält, dem rathe ich, wenn er etwas dabei verdienen will, daß er ein Niesepulver verordnet, auf welches sich die Leute oft schneuzen müssen. Der abergläubische Kranke glaubt sodann, er habe die Genesung dem aus der Nase weggeschafften Schleime zu verdanken, und dann zahlt er gerne.

§. 206.

Noch ein Fall, um ferner zu zeigen, wie nothwendig es oft ist, zuvor die Ursache zu erforschen, und demnächst die Heilart festzusetzen. Es mag immer darum seyn, daß er nicht zur Lehre vom Sublimat gehört. Ein Mann aus G. kam in Münster zu mir, erzählte mir, daß er seit 5 Jahren mit der Fallsucht behaftet sey, und diesertwegen sehr vieles von geschickten Aerzten gebraucht habe. Er bat mich um meinen Beistand. Wie ich den Fall untersuchte, fand ich, daß es der Alp (incubus) war, welchen er für Epilepsie hielt. Dieses war mir klar, weil er seinem Zufalle niemals bei Tage, sondern nur bei der Nacht ausgesetzt wurde. Es ist bekannt, daß sich diese Krankheit nur alsdann einstellt, wenn der damit behaftete auf dem Rücken schläft; weil sodann die Blutgefäße, welche am Rückgrade liegen, von dem ausgedehnten Magen gedrückt werden. Ich dachte also, wie ich es einrichten wollte, daß der Mann fernerhin nicht sollte auf dem Rücken schlafen können. Wenn er ein hölzernes Klötzchen in sein Nachtkamisol so nähete, daß dieses

zwischen die Schulternblätter zu liegen kam, so machte der Druck, daß er zur Nachtszeit nicht auf dem Rücken liegen konnte, sondern entweder auf der rechten oder linken Seite liegen muste. Ich hatte dieses Mittel schon zuvor einem anderen angerathen; dieser hatte es nicht befolget, und deßwegen nahm ich mir vor, gegenwärtigen Kranken zu seinem Wohl zu täuschen, und ihn auf diese Weise gewiß herzustellen. Ich ließ also ein Klötzchen machen, das ohngefähr 4 Zoll lang, und 3 Zoll breit war. In Gegenwart des Kranken tröpfelte ich einige Tropfen Pergamottöhl auf das Klötzchen, befahl ihm selbiges in sein Nachtkamisol zu nähen, daß es zwischen die Schulternblätter zu liegen kam. Ich versicherte ihn aus der Erfahrung, daß ein solches Klötzchen erwünschte Hilfe leiste, und der Kranke schrieb dieses dem Oehl zu, welches ich hierbei angewandt hatte. Er verließ mich. Ein Jahr nachher kam er wieder zu mir in mein Zimmer, war zwar vergnügt, daß er seinen Zufall nicht wieder gehabt hatte, drehete sich demnächst aber um, und nun hörte ich von ihm: Sehen Sie doch, wie abscheulich es aussieht, daß ich mit

diesem

diesem Klötzchen beständig gehen muß. Ich bin ganz gut gewachsen; weil ich aber mein Klötzchen beständig tragen muß, so glauben die Leute, ich hätte einen Buckel. Ich heurathete jetzt gerne, auch habe ich ein artiges Mädchen, welches aus der Ursache, weil ich mein Klötzchen immer tragen muß, mich nicht mag. Ich habe es versucht, und es weggelassen, und nun kam mein Zufall wieder. Ich antwortete ihm: Ihr habt mich ganz übel verstanden. Es ist völlig hinreichend, wenn ihr ein Nachtkamisol, in welchem das Klötzchen eingenähet ist, nur des Abends anziehet, und in selbigem schlaft; des Tags über könnt ihr es weglassen. So verließ er mich jetzt froh.

Was würde hier der Sublimat wohl ausgerichtet haben? Nichts mehr, als alle die von anderen Aerzten gegen den Alp angerühmten Mittel, welche dieser Mann so viele Jahre lang vergebens gebraucht hatte. Ich habe ihn ein Paar Jahre hernach geheurathet, zufrieden, froh und gesund wieder gesprochen. Noch verwunderte er sich, daß die Tropfen in dem Klötzchen so lange wirksam blieben.

§. 207.

Nun noch zu ein Paar harten Krankheiten, bei welchen die Sublimatpillen vortreffliche Dienste leisteten. Einem Juden wurde der Kopf so beständig nach der rechten Seite gezogen, daß man selbigen nicht anders, als durch Hilfe der Hände in eine gerade Richtung bringen konnte. Das Uibel hatte jetzt bis ins dritte Jahr fortgedauert. Ihm wurden die Sublimatpillen verordnet, deßwegen verordnet, weil er schon allerhand Sachen vergebens gebraucht hatte, und von dem Sublimate aus dem Vorhergehenden erhellet, daß dieser die Säfte des menschlichen Leibes sehr verändert (§. 48.), zur Ausleerung geschickt macht, und auf diese Weise mancherlei Krankheiten besieget, welche durch anderwärtige Arzneimittel nicht können überwunden werden. — Diese Uiberlegung machte nun, daß ich zu den Sublimatpillen übergieng. Er wurde in dreien Monaten völlig wieder hergestellt.

§. 208.

Wenn man des Boerhaavens Chemie nachsiehet, so wird man da, wo er vom mineralischen Turbith redet, finden, daß in Paris eine Frau vermöge desselben nicht allein manche unheilbare Krankheiten, sondern sogar solche, welche man für Besessene gehalten hatte, hergestellt habe. Bei dieser Gelegenheit sagt er unter andern: Es sey etwas leichtes, die heftige Wirkungsart dieses Mittels zu schwächen; man irre aber sehr, wenn man sich einbildet, man könne mit dieser geschwächten Arznei noch eben das ausrichten, was man vermittelst des schärferen Turbiths erhielte. — Diese Nachricht machte nun bei mir, daß ich auch glaubte, der Sublimat würde vielleicht bei Wahnsinnigen wegen seiner die Blutmasse verändernden Kraft nicht wenig ausrichten. Ich habe jetzt das eine und andere Beispiel, wo allerhand Mittel, und auch kalte Bäder zur Herstellung dieser Kranken waren angewandt worden, nichts gefruchtet hatten, die ordentliche Anwendung der Sublimatpillen aber die Genesung bewirkte. Ich rede hiervon auf ein andermal mehr.

§. 209.

Nun auch ein Paar Krankengeschichten, welche das abgesüßte Quecksilber betreffen. In Münster wüthete das Faulfieber. Einer von der Garde war nach sechs Wochen noch in den aller betrübtesten Umständen. Weil ich wuste, daß das Pockengift durch beigemischtes Quecksilber seine ansteckende Kraft verliert, und zum Einimpfen nicht mehr taugt, und auch, daß bei dessen Aufenthalt in der Blutmasse diese verändert wird (§. 48.), so dachte ich bei diesem Menschen, bei welchem nichts mehr übrig zu seyn schien, vielleicht, daß auch hier das Quecksilber, indem es die ansteckende Krankheits-Materie umändert, noch etwas ausrichtet. Ich verordnete ihm die Pockenpillen (§. 157.) am Abend zu nehmen. Er nahm sie an diesem und folgenden Abend, und nach zweien Tagen war er hergestellt, außer daß noch die Schwäche übrig war, welche die Krankheit zurückgelassen hatte.

§. 210.

Des seel. Herrn D. und Medizinalraths Retenbachers Frau, die gleichfalls an einem

Faul-

Faulfieber darnieder lag, und selbiges über 14 Tage hatte, behielt ein Irrereden, bei welchem sie sich einbildete, sie sey selig, und habe weder Essen noch Trinken nöthig. Nicht ohne Mühe und Zwang brachte es der sel. Mann dahin, daß sie das abgesüßte Quecksilber nehmen muste. Den folgenden Tag war die Besserung augenscheinlich, und an dem darauf folgenden Tage war ihre Krankheit gehoben.

§. 211.

Der Herr Leibarzt des Höchstseel. Fürsten von Paderborn, Herr Hofrath Cösters, kam in Neuhaus, wohin ich des Fürsten wegen berufen war, zu mir, und erzählte gelegentlich, daß er von einem am Faulfieber darnieder liegenden Pastor zwei Stunden von da komme, und daß dieser die Nacht sterben würde. Ich bat ihn sehr, den Versuch mit den Pockenpillen (§. 157.) hier zu wiederholen. Nicht ohne vieles Bitten ließ er sich bewegen, weil er fest glaubte, daß vielleicht der Kranke schon gestorben seyn würde, ehe die Arznei dahin ankäme. Wie er an folgendem Tage wieder zu dem Kranken fuhr,

und zurückkam, hinterbrachte er mir die Nachricht, er habe den Kranken ohne alle Gefahr angetroffen.

§. 212.

In diesen dreien Fällen (§. 209 — 211.) habe ich die Pockenpillen nicht eher, als sehr spät angewandt, und deßwegen mag ich nicht bestimmen, was ihr Gebrauch früher ausrichten wird.

Die von mir gesammelten hieher gehörigen Wahrnehmungen sind noch nicht zahlreich genug, etwas gewisses und bestimmtes festzusetzen. Ich überlasse dieses anderen.

Sechszehnter Abschnitt.

Von der Ursache venerischer Krankheiten.

§. 213.

Nachdem ich jetzt das Vornehmste von den Irrthümern, in welchen die Menschen in Ansehung des Sublimats standen, und wie diese verbreitet wurden, erzählt habe (§. 2. X. Absch. XIII. Absch. XV. Absch.), so wird mancher wünschen, auch meine Gedanken von der Erzeugung venerischer Krankheiten und ihrer Verschiedenheit zu wissen. Ich hätte hiervon längst so etwas aufgetischet, allein die hieher gehörigen Nachrichten erfordern zu viele Gründe, und sind zu weitläuftig, als daß ich hiervon was Ausführliches liefern könnte. Etwas weniges will ich aber doch anführen.

Bekannt ist es, daß die venerischen Krankheiten gewöhnlich, oder mehrentheils nur durch einen unreinen Beischlaf entstehen. Am öftersten wird auf diese Weise nur der Tripper geboren; allein nach Verschiedenheit der Schärfe des venerischen ansteckenden Giftes,

und

und der Verschiedenheit derer, welche angesteckt werden, zeigen sich an dem eingeschmierten Orte Entzündungen, garstige Geschwüre, Auswachsungen, und wohl sogar der Brand. Diese Dinge will ich hier zuerst betrachten.

§. 214.

Hier frägt es sich jetzt, wie entstehen sie aber, diese Krankheiten an den Schamtheilen? Ich weiß wohl, daß andere dieses besser wissen, allein dem ohngeachtet will ich hiervon meine Gedanken erzählen. Wenn sie nichts taugen, so mag man sie durchstreichen.

§. 215.

Ich denke, daß bei einem unreinen Beischlafe die Schamtheile eben so eingeschmiert werden, wie dieses bei der Schmierkur (§. 15.) geschiehet; nur ist es hier keine Quecksilbersalbe, sondern eine ganz andere Salbe, welche hier eingerieben wird.

§. 216

Was ist dieß aber für eine Salbe (§.215.)? Ich bin so gut zu glauben, daß es verdorbene Säfte sind, welche der oder die Ansteckende

in den Schamtheilen beherbergte. Das glaube ich, weil aus nichts, nichts werden kann; der gesundeste Mensch aber manchmal angesteckt wird, da dann demnächst seine gesunden Säfte in den Zeugungstheilen in ansteckende Krankheitsmaterien umgeschaffen werden.

§. 217.

Wie sollten aber wohl diese verdorbenen Säfte (§. præc.) andere unverdorbene in Verderbniß setzen können? Anstatt einer Antwort aus Gründen will ich mich nur hier darauf berufen, daß ein wenig faules Fleisch in den Haushaltungen gesundes anstecken kann, daß dann das Angesteckte, wenn es verdirbt, wieder die ansteckenden Kräfte erhält, welche das ansteckende faule Fleisch hatte, und daß es mit der Erzeugung des venerischen Giftes eine ähnliche Bewandtniß hat. Denn hier geschieht die Fortpflanzung der venerischen Krankheiten offenbar auf eine ähnliche Weise. Auch wird aus gesunden Säften wieder die ansteckende Materie verfertigt.

§. 218.

In dieser meiner Vorstellung (§. 217.), daß nämlich das venerische Gift nur in der Verderbniß einer besonderen Feuchtigkeit besteht, glaube ich, nicht zu irren, da dieses unterweilen den kalten Brand der Zeugungsglieder nach sich zieht (§. 213.). Ein Zufall, welcher offenbar in der Fäulung bestehet.

§. 219.

Wenn dieses (§. præc.) wahr ist: wie geht es aber zu, daß dieser Zufall nicht jederzeit bei der Ansteckung venerischer Krankheiten erweckt wird? Das will ich beantworten, wenn mir andere nur sagen werden, warum der lebendige menschliche Leib nicht faulet, da dieses doch den Todten sobald widerfährt. Diese Auflösung muß nothwendig vorausgehen. Gaub hielt sie für unmöglich. Man sehe hievon den 49ten Absatz seiner Pathologie. Und ich lieferte sie im ersten Theile von den Pocken. Auf ein andersmal hiervon mehr.

§. 220.

Nun frägt es sich aber: Was ist der Tripper (§. 213.) eigentlich? Wie entstehet er? Und wo entstehet seine Materie? Vielleicht in

der

der Blutmasse? Ich denke, daß dieses Gift in dem eingeschmierten Theile (§. 215.) entstehet (§. 216.), und daß die venerische Schärfe hier nach Verschiedenheit ihrer Verderbniß und der Gesundheit derer, welche eingeschmiert werden, entweder den Tripper allein, oder zugleich den Schanker und andere Zufälle erweckt.

§. 221.

Hierbei bleibt es sodann, oder das in den eingeschmierten Theilen (§. 220.) erzeugte Gift gehet zum Theil in die Hoden über, da denn unter den gehörigen Umständen Sandklöße (testiculi venerei) erweckt werden, oder es wirkt auf eine ähnliche Art in die Leistendrüsen, da dann schmerzhafte, entzündete und geschwollene Leistendrüsen geboren werden, u. s. w.

§. 222.

Wie entstehet aber die Lustseuche? Unter welchen Umständen wird sie durch andere venerische Lokalkrankheiten erweckt, und nicht erweckt? — Wird ihr Gift in der Blutmasse geboren, oder ausser derselben, und gehet es demnächst in die Blutmasse über? Ich glau-

be, diese Fragen beantworten zu können. Aber hier will ich abbrechen. Darüber, glaube ich, wird man aber doch wohl mit mir einig seyn, daß, gleichwie die äusserlich eingeriebene Quecksilbersalbe nur unter gewissen und den gehörigen Bedingungen einen Speichelfluß erweckt (§. 2. 7.), das äusserlich angebrachte, und bei dem unreinen Beischlafe eingeriebene venerische (§. 215.) Gift, nach Verschiedenheit der Umstände, bald den Tripper allein (§. 220.), bald zugleich Sandklöße, bald auch entzündete Leistenbeulen (§. 221.), und die dadurch verdorbenen Säfte die Lustseuche hervorbringen, und auch nicht hervorbringen. Ich glaube noch immer, nicht geirrt zu haben, wenn ich mir vorstelle, daß nicht mehr, als eine einzige Materie der Krankheiten in der Blutmasse erzeugt wird, ausserdem aber alle anderen ausser der Blutmasse geboren werden, und in die Blutmasse so wohl übergehen, als wie dieses bei der Verletzung eines Beines, wo die darin erzeugte Materie, welche ein Wundfieber, und den Tod nach sich zog, geschah.

Auf ein anderesmal von allem mehr.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Christoph Ludwig,

Christoph Ludwig Hoffmann Churmainzischer geheimer Rath Von den Arzneykrä
ften des rohen Quecksilbers, des Sublimats, des abgesüsten Quecksilbers
und des Quecksilber-Panacee

Mainz 1796

M.med. 473 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10286972-8
VD18 10661093